1,30 DM / Band 27
Schweiz Fr 1,50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Das Leuchtturm-Monster

John Sinclair Nr. 27

von Jason Dark

erschienen am 09.01.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Leuchtturm-Monster

Hexenclubs sind in London groß in Mode gekommen. Die meisten sind harmlos, doch einige sind gefährlich.

Als Suko und ich solch einen Club aushoben, dachten wir, es geschafft zu haben. Doch die Hexenkönigin entkam, Sie schwor grausame Rache – und machte ihren Schwur wahr. Sie lockte mich in einen alten Leuchtturm und forderte mich zum letzten, entscheidenden Duell…

Wir standen zu beiden Seiten der Tür. Vor meiner Brust baumelte das Silberkreuz mit den geheimnisvollen magischen Zeichen. Suko hielt seine mit Silberkugeln geladene Beretta in der Hand. Ich hoffte, daß er sie bei dem folgenden Einsatz nicht gebrauchen würde.

Wir wollten den Hexenclub unblutig sprengen.

Ein Spotlight unter der Dockt warf einen hellen Schein dem Buden entgegen. Das Licht spiegelte sich in meinem Kreuz.

Für uns war es das Startsignal.

Ich hob die rechte Hand.

Suko trat drei Schritte zurück, bis er mit der Hacke die unterste Stufe der Kellertreppe berührte. Er startete wie ein Torpedo, warf sich mit aller Kraft gegen die Tür. Sie flog durch den Anprall aus dem Rahmen, zersplitterte an den Angeln und krachte zu Boden. Suko fiel auf die Tür.

Bevor er sich wieder erheben konnte, sprang ich über ihn hinweg hinein in den Kellerraum, in dem sich vier Männer und zwei Frauen versammelt hatten.

Sie drehten uns ihre Rücken zu, flogen jedoch fast gleichzeitig herum.

Alle trugen rote, bis zum Boden reichende Gewänder. Darunter waren sie nackt. Ich konnte es erkennen, da die Gewänder vorn auseinanderklafften.

»Keine Bewegung!« brüllte ich und hob die Hand.

Wie erstarrt standen, die Hexenjünger. Ich sah über ihre Schultern hinweg, erkannte den Altar und die flache Schale darauf, aus der eine blaßblaue Flamme aufstieg. Räucherstäbchen brannten. Ihr Geruch war süß und erinnerte mich an Blut. Rote Scheinwerfer strahlten von der Decke her den Altar an. An den Wänden hingen ebenfalls dunkelrote Tücher. Sie waren dekoriert mit allerlei Kult-Gegenständen, aber ich sah auch Schwerter und Dolche.

Einer der Männer trat vor. Unter der Kapuze schaute mich ein zerfurchtes Gesicht an. Ich schätzte den Mann auf ungefähr sechzig Jahre.

»Wer sind Sie?« fragte er. »Und wer gibt Ihnen die Erlaubnis, uns hier zu stören?«

»Mein Name ist John Sinclair«, stellte ich mich vor. »Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard.«

»Der Geisterjäger!« flüsterte eine der Frauen unfreundlich.

»Ganz recht«, erwiderte ich. »Und ob Sie es glauben oder nicht, ich habe einen Hausdurchsuchungsbefehl. Bitte machen Sie uns keine Schwierigkeiten. Ein Dutzend Polizisten haben dieses Haus umstellt.«

Ich sprach die Worte ruhig und gelassen aus. Suko deckte mir den Rücken. Nach wie vor hielt er die Beretta schußbereit.

Der Mann vor mir schien vernünftig zu sein, die beiden Frauen

dagegen weniger. Gleichzeitig schrien sie los. »Das brauchen wir uns nicht gefallen zu lassen. Kämpft sie nieder. Maxine wird uns führen!«

»Seid vernünftig!« rief ich. »Ihr…«

Meine Stimme ging unter. Plötzlich waren sie alle in Bewegung. Männer und Frauen.

Der Kerl vor mir zielte auf mein Gesicht. Ich aber war auf der Hut, fing die Faust ab und schleuderte den Mann zu Boden.

Die anderen hatten sich bewaffnet. Ein schwarzhaariges Weib riß eine der Schwerter von der Wand. Aus der Drehung heraus wollte sie mir den Stahl in den Leib stoßen.

Ich drehte ab, nutzte den Schwung der Frau aus, bekam sie an der Schulter zu fassen und schleuderte sie durch das offene Türloch hinaus in den Kellerflur.

»John!« gellte Sukos Stimme.

Ich kreiselte herum.

Ein gekrümmter Hexendolch zielte auf mein Gesicht. Der Griff wurde von einer sehnigen Hand umspannt. Der Angreifer war ein Kraftpaket.

Ich fing den herabsausenden Arm auf. Eine Handbreit vor meinem Gesicht kam die Dolchspitze zitternd zur Ruhe. Sie war so nah, daß ich die Zeichen der Schwarzen Magie erkannte, die in das Metall eingraviert waren.

Aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, wie Suko sich mit den anderen herumschlug. Er benutzte seine Beretta nicht, denn er wurde auch mit mehreren Gegnern fertig.

»Stirb, Hundesohn!« keuchte der Hexenjünger.

Unendlich langsam näherte sich die Dolchspitze meiner Kehle. Zwangsläufig wurde mein Oberkörper immer weiter zurückgebogen. Lange konnte ich mich in dieser Stellung nicht mehr halten.

Das Gesicht des Angreifers verzerrte sich zu einem satanischen Grinsen. Der Kerl sah sich auf der Siegerstraße, aber so leicht wollte ich es ihm nicht machen. Blitzschnell ließ ich mich fallen, riß – kaum daß ich mit dem Rücken den Buden berührte – beide Beine hoch und schleuderte den Hexenjünger schwungvoll über mich hinweg.

Er prallte gegen die Wand. Der Dolch fetzte einen langen Riß in den Vorhangstoff. Rasch war ich bei dem Hexenjünger.

Ein gezielter Schlag beförderte ihn ins Reich der Träume. Der Knabe verdrehte die Augen und blieb liegen.

Sofort fuhr ich herum.

In den Kampf brauchte ich nicht mehr einzugreifen. Sechs Polizisten stürmten in den Keller und packten zwei Hexenjünger.

Die anderen hatte Suko k.o. geschlagen.

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn. Die widerlich riechende Luft war kaum zu atmen.

Suko kam grinsend auf mich zu. »Tat mal richtig gut, die kleine

Gymnastik«, meinte er.
»Ansichtssache. Ich bevorzuge lieber die Turnmatte.«
Sergeant Crispin, Leiter des Einsatzkommandos, salutierte und machte Meldung.
Ich dankte ihm. »Okay, Sergeant, verfrachten Sie die sechs Personen in Ihren Transporter und schaffen Sie sie zum Yard Building. Mein Partner und ich haben hier noch zu tun.«
»Sehr wohl, Sir.«
Handschellen klickten, dann wurden die überrumpelten Hexenjünger hinausgetragen.
»Und was willst du noch hier?« fragte Suko.
Mein Gesichtsausdruck wurde ernst. »Maxine fehlte noch!«
»Verflixt, an die hatte ich gar nicht gedacht.«
Maxine war die Oberhexe des Hexenbundes. Wegen ihr hatten wir diese Aktion gestartet.
Vor drei Monaten hatte alles begonnen. Eine Frau, die sich Maxine nannte, behauptete, aus dem Jenseits zu kommen. Und zwar mit dem Auftrag, einen Hexenclub zu gründen. In der Zeitung warb sie um Mitglieder. Wir ließen den Hexenzirkel überwachen. Über Wochen zog sich das hin. Ich erlebte inzwischen andere haarsträubende Abenteuer, doch gestern lag ein Zwischenbericht auf meinem Tisch. Darin hieß es unter anderem, daß die Anhänger des Clubs Gräber aufgebrochen hatten, um an Menschenknochen zu gelangen, die sie für magische Beschwörungen verwendeten. Damit hatten sie sich der Grabschändung strafbar gemacht, und wir mußten eingreifen.
Jetzt suchten wir Maxine.
Bestimmt war sie in der Nähe, denn wir hatten ihre Anhänger bei einer Beschwörung gestört.
Aber wo fanden wir sie?
Außerdem stellte sich noch die Frage, ob Maxine tatsächlich mit den Mächten der Finsternis in Kontakt getreten war oder ob sie nur geblufft hatte. In London gab es zahlreiche Hexenclubs, die durch allerlei Hokuspokus ihre Mitglieder materiell ausnahmen.
Suko und ich suchten den Kellerraum ab. Wir fanden ein verkehrt aufgehängtes Kreuz, zahlreiche mir unbekannte Salben und Pasten, Kladden mit Beschwörungsformeln, Trinkbecher, Opferschalen und Berichte über Abhandlungen der Schwarzen Magie.
Nur von Maxine sahen wir nichts.
Suko blieb mitten im Raum stehen, stützte beide Hände in die Hüften und fragte: »Was nun?«
»Sehen wir mal hinter den Vorhängen nach.«
Gesagt, getan.
Wir rafften die roten Vorhänge auseinander. Dahinter sahen wir die nackten, grauen Kellermauern.

Doch dann hatten wir Glück.
Direkt hinter dem Altar befand sich eine Tür. Sie war sehr schmal.
»Wer sagt’s denn?« raunte ich. Die gußeiserne Klinke fiel mir sofort ins Auge. Ich drückte sie nach unten, und zu meiner Überraschung schwang die Tür lautlos auf.
»Kommen Sie näher, Geisterjäger«, vernahm ich eine höhnisch klingende Frauenstimme, »ich habe auf Sie gewartet. Und Ihren Freund lassen Sie draußen.«
Suko schüttelte den Kopf, doch ich überzeugte ihn mit wenigen leise gesprochenen Worten, auf die Forderung der Hexe einzugehen. Zu unserem Vorteil.
Ich betrat das Verlies.
Nur eine Lichtquelle befand sich in dem Keller. Und darauf saß Maxine, die Hexenkönigin!

***

Wir starrten uns an. Ziemlich lange und ausgiebig. Ich hatte plötzlich das Gefühl, einer Todfeindin gegenüberzustehen. Und ich spürte auch die fremde, böse Aura, die über diesem Raum lag und ihn beherrschte. Auf einmal war ich mir sicher, es nicht mit einer Hexe zu tun zu haben, die ihre Künste nur angelesen hatte.
Nein, vor mir saß eine wirkliche Hexe!
Im Schneidersitz hockte sie auf einem leuchtenden Stein. Die Hände hatte sie an den Fingerspitzen gegeneinander gelegt, und das Licht, das von unten her aus dem Stein drang, schien ihren Körper zu durchfluten.
Ich glaubte manchmal, ein bleiches Skelett zu sehen.
Maxine sah unübersehbar häßlich aus. Ihr Gesicht kam mir vor wie ein zerknittertes Tuch. Tief lagen die Augen in den Hohlen. Es waren Augen, die eine unheimliche Willensstärke verrieten.
Nur mit Mühe kämpfte ich gegen den hypnotischen Blick an. Außerdem schützte mich noch das Kreuz vor meiner Brust.
Meiner Meinung nach hatte sich das Metall erwärmt. Ich spürte es durch den Stoff des Hemdes.
»Komm nicht näher, Geisterjäger«, flüsterte die Hexe. »Ich weiß, was du von mir willst.«
»Und was?«
»Du willst mich«, und jetzt kicherte sie, »den irdischen Gerichten übergeben. Aber das wird dir nicht gelingen.«
»Wer sollte mich daran hindern?«
»Ich selbst, John Sinclair. Aber lassen wir das Thema vorerst. Kommen wir zu uns beiden.« Sie legte ihre Hände auf die Oberschenkel. Die Hexe trug eine alte Pluderhose und ein kragenloses Hemd. Irgendwo hinter ihr knisterte und knackte es. Ich hatte das

Gefühl, die Wände würden sich bewegen.

Saß ich in einer Falle? Ich war mir nicht sicher, denn bewegen konnte ich mich. Außerdem brauchte ich nur zwei Schritte zurückzugehen, um die Tür zu erreichen. Keine Gefahr!

Maxine begann wieder zu sprechen. »Von Beginn an wußte ich, daß wir irgendwann aufeinander treffen wurden. Ich, John Sinclair, habe mich auf dieses Treffen gut vorbereitet. Es ist dir zwar gelungen, den Hexenzirkel zu zerstören, doch mich wirst du nicht so schnell los. Wahrscheinlich kennst du unsere Anzeigen in der Zeitung.« Als ich nickte, fuhr sie fort. »Dann wirst du auch sicherlich wissen, daß ich aus dem Jenseits komme, aus einer Welt, die für euch Menschen der Vorhof zur Hölle ist. Dort lebe ich auch in meiner wahren Gestalt, die du irgendwann einmal zu Gesicht bekommen wirst.«

Ich beschloß, der Alten einen Dämpfer aufzusetzen. »Das glaube ich kaum, denn du vergißt, daß ich dich in unserem Kampf besiegen werde.«

»Nein, John Sinclair, du hast schon verloren. Ich sagte dir doch, daß ich auf alles vorbereitet bin. Ich kehre zurück durch ein Tor, das Asmodis, der oberste Höllenfürst, für mich geöffnet hat.«

»Nicht der Schwarze Tod?« Mit dieser Frage spielte ich auf einen meiner stärksten Gegner an.

»Nein, er hat damit nichts zu tun. Wir sind Hexen und gehorchen ihm nicht. Aber weiter. Dieses Dämonentor steht mir offen. Bevor ich eingehe in das Reich der Schatten, um dort meine Rückkehr vorzubereiten, verfluche ich dich, John Sinclair. Ja, ich verfluche dich bis in die tiefste Hölle.«

Plötzlich sprang sie auf.

Ich riß meine Waffe hervor, ließ den rechten Arm aber sinken, da sie mich nicht angriff.

»In Asmodis' Namen! Verflucht seist du, John Sinclair! Für immer und ewig!«

Sie stieß ein gellendes Gelächter aus, und mir rann dabei eine Gänsehaut über den Rücken.

Hinter mir wurde die Tür aufgerissen.

Suko stürzte in das Verlies. Ich wandte für einen Moment den Kopf. Die Zeit reichte der Hexe. Als ich mich zu ihr umdrehte, hielt sie ein Instrument in der Hand, das mich an eine lange nadelspitze Feile erinnerte.

»Verflucht…« brüllte sie ein letztes Mal und stieß zu.

Ich sprang vor.

Zu spät…

Als ich die Hexe erreichte, steckte die Feile in ihrer Brust. Das häßliche Gesicht war noch immer zu einer triumphierenden Fratze verzogen. Die Hände hatten sich in den Stoff des Kittels gekrallt, dann

sank der Körper zusammen.

Irgend etwas hielt mich davon ab, ihn zu berühren. Im gleichen Augenblick begann der Stein, hell wie ein Bühnenscheinwerfer aufzustrahlen. Die gleißende Lichtaura machte mich blind. Ich sah nicht, was um mich herum geschah und hörte wie aus weiter Ferne Sukos Ruf.

»Weg!«

Der Stein zerplatzte. Gleißende Lichtkaskaden hüllten mich ein. Ich schrie, obwohl ich es gar nicht wollte.

Die Hexe und der Stein wurden eins, verschmolzen zu einem magischen Bund. Schmerzhaft spürte ich die Hand an meiner rechten Schulter. Suko riß mich mit aller Kraft zurück. Halbblind stolperte ich auf die Tür zu.

Gerade noch rechtzeitig.

Das Knacken und Knirschen wurde stärker. Dann stürzte mit Donnergetöse die Decke ein.

Suko und ich ergriffen die Flucht. Auch in dem Keller davor bildeten sich Risse in den Wänden. Manche so dick wie ein Männerarm. Staub verdrängte den Geruch der Räucherstäbchen und raubte uns den Atem. Hustend und keuchend erreichten wir die Treppe, schleppten uns hoch in den Hausflur und rannten ins Freie.

Die saubere Luft war Balsam für unsere Lungen.

Ich hatte schon Angst, das gesamte vierstöckige Haus würde einstürzen, doch es hielt den Erschütterungen stand.

Die Spuren waren verwischt.

Ich konnte wieder klar sehen. Auf meinem Gesicht bildeten Schweiß und Staub einen schmierigen Film, als ich darüber wischte.

Ich hustete, und Suko schlug mir auf den Rücken. Mein Partner sah nicht viel besser aus.

»Erledigt?« fragte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein«, erwiderte ich. »Maxine kommt wieder. Sie hat es mir angedroht und mich verflucht.«

Suko schwieg betreten. Er wußte, was dieser Fluch zu bedeuten hatte. Von nun an stand ich so lange auf der schwarzen Liste, bis es mir gelang, den Fluch zu löschen. Geschafft hatten dies bisher nur wenige…

***

Der August brachte noch ein paar heiße Tage. Über London schien die Luft zu kochen. Der Wind schlief ein, und es wurde schwül. Auf dem Asphalt der Straßen dampften die Abgase. Sie bildeten regelrechte Nebelbänke.

Aber das heiße Wetter hat auch seine Vorteile. Ich denke da zum Beispiel an die Kleidung der Damen. Leicht, luftig und äußerst

freizügig. Welcher Mann riskiert da nicht mal einen Blick?

Bei Glenda Perkins riskierte ich sogar zwei. Sie war eine Augenweide. Elegant balancierte sie das Tablett mit dem Kaffee.

Sie schritt auf meinen Schreibtisch zu.

Ich schaute sie an. »Heißer Kaffee wirkt bei solch einem Wetter oft Wunder. Sollten Sie auch einmal probieren.«

»Nein, danke, die Hitze reicht mir.«

Glenda stellte das Tablett ab. Sie trug ein einfach geschnittenes weißes Leinenkleid, das sehr viel von den braunen Schultern sehen ließ. Zusätzlich besaß das Kleid noch einen raffinierten Tropfenausschnitt. Eine wahre Augenweide.

Ich nahm einen Schluck. »Fabelhaft wie immer«, lobte ich die bezaubernde Köchin. Glenda wurde mal wieder vor Verlegenheit rot. Seit wir in Schottland ein gemeinsames Abenteuer erlebt hatten, war sie in mich verliebt.[1]

Auch mir bereitete es Mühe, mich zurückzuhalten. Schließlich bin ich nicht aus Stein.

»Wo haben Sie sich eigentlich die Bräune geholt?« fragte ich. »Waren Sie an der See?«

Glenda lachte. »Nein, ich war im Solarium eines Schwimmbades.«

Ich seufzte. »So gut möchte ich es auch mal haben.«

»Sie können ja nachher mitkommen«, lockte sie.

Ich wies auf den Papierstapel vor mir. »Mein Feierabend besteht aus Überstunden.«

»Und das bei diesem herrlichen Wetter?«

»Leider.«

Glenda ging wieder. An der Tür lächelte sie mir noch einmal zu, so daß ich an Schwimmbäder und sonnige Liegewiesen dachte. Und an Glenda im Bikini. Das mußte ein Anblick sein.

Das Telefon unterbrach meine Gedanken. Superintendent Powell, mein unmittelbarer Vorgesetzter war am Apparat.

»Sie bleiben doch noch im Büro?« Das war mehr eine Feststellung als eine Frage.

»Ja, Sir.«

»Ich komme dann zu Ihnen.«

Drei Minuten später war er da. Trotz der Hitze korrekt gekleidet. Hellgrauer Anzug, weißes Hemd, Krawatte – Powell setzte sich, schnüffelte und rümpfte die Nase. »Hier riecht es nach Parfüm.«

»Miß Perkins war da.«

»Dann sorgen Sie dafür, daß sie ihr Parfüm wechselt. Es stinkt nach Freudenhaus.«

Ich grinste. »Wußte gar nicht, daß Sie wissen, wie es dort riecht.«

Powell bedachte mich mit einem Blick, der anderen Angst gemacht hätte. Dann wurde er sachlich. »Wie sieht es aus?«

Mit der flachen Hand schlug ich auf die Protokolle. »Da steht alles drin, aber nichts, was uns weiterbringen könnte. Die Aussagen sind allgemeiner Art. Berichte über Beschwörungen, die angeblich nicht geklappt haben. Als Motiv geben die Mitglieder die Flucht aus unserer hoch technisierten Welt an. Das übliche Gerede, Sir.«

»Das Sie aber nicht auf die leichte Schulter nehmen«, sagte der Superintendent.

»Nein, mich hat die Hexe verflucht. Und diese Maxine hat keine Schau gemacht.« Ich berichtete Powell von ihrem ›Selbstmord‹.

»Die Frage ist nur, wieso sind die anderen noch nicht in ihren Bann geraten?«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung.«

»Schwaches Bild, Sinclair.«

»Ist eben nicht zu ändern.«

Powell trommelte mit den Fingern auf meinem Schreibtisch herum. »Wir müssen sie aus der Untersuchungshaft freilassen, wenn wir keine Beweise haben.«

Ich nickte.

»Und der Fluch?« fragte er. »Haben Sie keine Angst davor?«

»Doch.«

»Wie wollen Sie sich schützen?«

»Ich lasse alles auf mich zukommen. Dann sehen wir weiter.«

Powell stand auf. »Bis morgen«, sagte er. »Und reden Sie noch einmal mit den Leuten. Vielleicht finden Sie eine Spur.«

»Ja, vielleicht«, erwiderte ich nachdenklich. Immer wieder dachte ich an den Fluch der Hexe und – das kann ich ehrlich gestehen – mir war nicht wohl dabei…

***

Das Gewitter tobte über dem Meer. Der Nachthimmel wurde noch dunkler. Auf einmal waren die Sterne nicht mehr zu sehen. Wolkenbänke bildeten sich. Warme und kalte Luftmassen trafen zusammen. Wind kam auf. Von Nordwesten fegte er heran, wühlte die raube See auf und peitschte die Brecher gegen den Rumpf des einsamen Fischtrawlers.

Captain Fergusson stand auf der Brücke. Sein Trawler war nicht der modernste, deshalb blieb er bei solch einem Wetter immer in küstennahen Gewässern.

Auch jetzt befanden sie sich nur vier Meilen von der Küste entfernt. Der lange Streifen gehörte zur Halbinsel Norfolk, die einen Kreisbogen um die raube See schlug.

Der Trawler kämpfte gegen die See. Er stampfte schwer. Gischt spritzte über die Bordwand, klatschte gegen die breite Sichtscheibe der Brücke und wurde von einem großen Wischer zur Seite gedrückt.

Der Captain fungierte auch gleichzeitig als Steuermann. Die anderen vier Männer der Besatzung hatten alle Hände voll zu tun, um die Ladung sicher zu verstauen. Wenn sie verloren ging, waren vierzehn Tage Arbeit umsonst.

Die ersten Blitze rissen den Himmel auf. Im Zickzack rasten sie der schäumenden, wogenden Meeresoberfläche entgegen. Der Sturm heulte und pfiff um das Ruderhaus, für das das Wort Brücke eine Übertreibung war.

Fergusson hielt das Steuer eisern fest. Er war ein alter Seebär, den so leicht nichts erschüttern konnte.

Sie hatten Nordseeheringe gefangen. Ein Teil der Ladung lag in großen Fässern, eingepökelt und schon zum Versand bereit. Die Fässer waren zwar gut vertaut, doch durch das Schlingern des Schiffes fürchtete die Besatzung, daß sich die Verankerung lösen könnte.

Deshalb befanden sich die vier Männer unter Deck im Laderaum. Sie waren eine eingespielte Crew, hatten schon viele Stürme überstanden, und der Kapitän war auch diesmal zuversichtlich. Er nahm sich jedoch vor, das Schiff im Dock überholen zu lassen. Dafür gab es neuerdings billige Kredite vom Staat.

Der Bug des Trawlers teilte die Wellen, erschütterte das Schiff aber jedesmal bis in die Grundfesten.

Es hielt den unbändigen Kräften stand.

Sommergewitter waren nicht gerade bei der Mannschaft beliebt. Sie kamen urplötzlich und tobten mit unvorhergesehener Stärke.

Der Hafen, den Captain Fergusson anlaufen wollte, war Happisburgh. Dort wurde der Fang versteigert.

Abermals erhellte ein Blitz die Dunkelheit, spaltete sie wie ein Vorhang in zwei große Teile. Der Sturm nahm an Heftigkeil noch zu, tobte, als wäre er ein gefräßiges Ungeheuer.

Die Küste war in der Dunkelheit nicht einmal zu ahnen. Sie lag steuerbord. Fergusson kannte den Streifen wie seine Westentasche. Sie mußten jetzt auf gleicher Höhe mit dem alten Leuchtturm sein, der seit vielen Jahren nicht mehr in Betrieb war.

Früher hatte er den Schiffen den Weg gewiesen, doch im Zeitalter des Radars und des Echolots hatte dieses Relikt aus einer vergangenen Epoche längst ausgedient. Der Leuchtturm stand auf einer vorgeschobenen Klippe. Jetzt befand sich in der Nähe ein beliebter Campingplatz.

Fergussons Blick wunderte nach rechts. Der Kapitän schaute immer zu dem alten Leuchtturm hinüber, wenn er hier vorbeifuhr. Es war eine alte Gewohnheit.

Plötzlich stutzte der Kapitän.

Er sah ein Licht. Trotz der Dunkelheit und des Gischtvorhanges war die Lichtquelle deutlich zu erkennen.

Wie früher, als der Leuchtturm noch in Betrieb war.

Eine große, rötlich-violett schimmernde Kugel schien in der Luft zu schweben und den Naturgewalten zu trotzen. Die Kugel bewegte sich nicht, hing wie an einem unsichtbaren Faden.

Fergusson war zwar Realist, wenn es darum ging, die besten Preise auszuhandeln, er war aber auch abergläubisch. Wie viele Seefahrer. Ihm fielen die alten Spukgeschichten ein, die man sich über verlassene Leuchttürme erzählte. Irrlichter, von Geistern geschaffen, um Seefahrer in die Nähe gefährlicher Klippen zu locken. Lichter, die plötzlich dort auftauchten, wo sie seit Jahren nicht mehr zu finden waren.

Fergusson wurde es mulmig. Die alten Geschichten spukten in seinem Kopf herum. Er paßte einen Moment nicht auf und wurde von einer Querwelle überrascht.

Das Schiff neigte sich nach Steuerbord.

»Verdammt!« fluchte Fergusson. Er wußte, daß die Männer unter Deck jetzt durcheinanderpurzelten. Doch der Kapitän bekam den Kahn wieder in die Gewalt. Als er es dann riskierte und abermals einen Blick zum Land hin warf, war das Licht an eine andere Stelle gewandert.

Es schwebte jetzt über dem Meer – und näherte sich dem Schiff.

Fergussons Herz begann rascher zu schlagen. Er war zwar kein Angsthase, aber das merkwürdige Licht bereitete ihm doch mehr Sorgen, als er sich eingestand.

Auch hatte es sich verändert.

Aus einer leuchtend roten Kugel waren zwei geworden.

Wie ein Augenpaar, dachte Fergusson. Eine Gänsehaut lief ihm den Rücken hinunter.

Die Lichter näherten sich dem Schiff. Kein noch so starker Sturm konnte ihre Richtung beeinflussen. Unbeirrt steuerten sie ihrem Ziel zu.

Und das war das Schiff.

Vor dem Bug schwebten sie hin und her. Starr war der Blick des Kapitäns auf die beiden roten Bälle gerichtet, die jetzt etwas von ihrer Größe einbüßten und tatsächlich aussahen wie zwei Augen.

Augen?

Fergusson erschauerte. Ja, es waren zwei Augen. Und plötzlich sah der Kapitän auch die Umrisse der Gestalt. Grauweiß hob sie sich von der Dunkelheit ab, wogte hin und her, schien im Rhythmus der Wellen zu schwingen und darauf zu lauern, das Schiff in die Tiefen zu reißen.

Fergusson bekam es mit der Angst zu tun.

Er stellte das Steuer fest und griff zum Funkgerät. Verzweifelt hämmerte er sein MAYDAY MAYDAY in die Tasten. Es gelang ihm noch, Bruchstücke einer Erklärung abzugeben, dann schlug das

Ungeheuer zu.
Eine Pranke wischte von oben nach unten, krachte auf den Trawler und erschütterte ihn bis in den letzten Niet.
Im Laderaum purzelten die Matrosen wie welke Blätter im Herbstwind durcheinander. Schweißnähte rissen. Plötzlich strömte Wasser mit Urgewalt in den Maschinenraum, riß eine Tür aus der Verankerung und schäumte auch in den Laderaum hinein.
Die Schreie der Matrosen erstickten in der gurgelnden, schmatzenden Wasserflut. Auf der Brücke lag der Kapitän am Boden. Er sah das Ungeheuer direkt über sich, bekam mit, wie es ausholte, und dann wurde die Brücke von einer Titanenfaust zur Seite gerissen.
Die Trümmer trudelten in das kochende Meer. Und mit ihnen Kapitän Fergusson. Der nächste Schlag zerteilte das Schiff in zwei Teile. Auch die übrigen Mitglieder der Besatzung hatten keine Chance, dem nassen Tod zu entfliehen. Wie der Captain starben sie den Seemannstod.
Das Leuchtturm-Monster war, so rasch wie es gekommen war, wieder verschwunden.
Bald ließ auch der Sturm nach. Nur noch einige auf dem Meer schwimmende Planken und zahlreiche tote Fische zeugten von der Katastrophe, die vor der Küste Norfolks einer Schiffsbesatzung den Tod gebracht hatte.

***

Sie hieß Diane Keaton, war vierundzwanzig Jahr alt, hatte eine knabenhafte Figur, schwarze lange Haare und Außen, die an Vollreife, dunkle Kirschen erinnerten.
Ich saß ihr gegenüber.
Die Fenster des Raumes waren verhängt. Nur wenig Licht drang durch den Vorhang. Das Zimmer lag im Dämmerlicht.
Diane Keaton war das schwächste Glied in der Kette der Hexenjünger. Unsere Experten hatten das in langen Verhören herausgefunden und das Mädchen mir überlassen.
Ein kleiner Tisch trennte uns. Orangensaft stand bereit ein Päckchen mit Zigaretten lag neben den Gläsern.
Diane Keaton hatte ihr Kinn in beide Hände gestützt und den Blick gesenkt. Nervös huschte ihre Zunge über die Lippen.
Ich lächelte das Mädchen an. »Miß Keaton«, sagte ich »Angst brauchen Sie nicht zu haben. Und auf meine Fragen brauchen Sie nicht zu antworten.«
»Fragen Sie«, sagte sie leise.
Ich goß den kühlen Orangensaft in ein Glas und schob es ihr hin. Sie trank langsam. »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich unser Gespräch aufnehme?«

»Nein.«

Ich stellte den Recorder auf Aufnahme. »Wie kamen Sie in den Hexenzirkel, Miß Keaton?«

»Durch die Annonce.«

»Haben Sie sich schon früher zu okkulten Dingen hingezogen gefühlt?«

»Ja. So etwas interessierte mich seit langem. Ich bin in Wales geboren und mit achtzehn Jahren nach London gekommen. In Wales glaubten wir noch an Geister und übersinnliche Erscheinungen. London war so kalt, so fremd. Ich fühlte mich unwohl.« Sie stockte und sprach dann noch leiser weiter. »Ich suchte Kontakt, wollte Menschen kennen lernen, die ebenso einsam waren wie ich. Nun, ich fand sie. Aber sie waren kaputt, ausgelaugt. Die Drogen hatten sie zerstört. Ich kam mir zwischen ihnen vor wie ein Fremdkörper. Aber all das geschah, als ich bereits zwei Jahre in London lebte. Ich trennte mich wieder von diesen Leuten, zog in eine andere Wohnung und beschäftigte mich mit den Studien des Okkulten und Übersinnlichen.«

»In dem Protokoll steht, daß Sie als Sekretärin in einem Warenhaus gearbeitet haben. Stimmt das?«

»Ja.«

»Wußten Ihre Kolleginnen, mit welchen Dingen Sie sich privat befaßten?«

»Nein.«

»Dann hatten Sie zu ihnen auch keinen Kontakt?«

»Keinen privaten.«

Auf Umwegen steuerte ich meinem eigentlichen Ziel entgegen. »Und wie sah es mit Männerbekanntschaften aus?«

Sie hob die schmalen Schultern. »Ich hatte nur wenige, Mr. Sinclair. Auf jeden Fall nicht so viele wie andere Mädchen in meinem Alter haben. Ich fand einfach keinen Mann mit ähnlichen Interessen. Wir waren stets zu verschieden. So blieb ich allein. Vielleicht können Sie das nicht verstehen…«

»Doch, doch«, beeilte ich mich zu versichern. »Sie blieben also so lange allein, bis Sie es satt waren.«

»Genau. Ich las die Annonce.« Diane nahm einen Schluck und sprach dann weiter. »Sie fiel mir sofort ins Auge. Am nächsten Tag schon trat ich mit dem Hexenzirkel in Verbindung.«

»Wie geschah das?«

»Ich rief einfach an. Eine Telefonnummer stand dabei. Es war leicht. Eine freundliche Stimme forderte mich auf, doch einmal vorbeizuschauen. Das habe ich getan.«

»War das die Hexe, die Sie aufgefordert hat?« wollte ich wissen.

»Nein, das war Ginny.«

Ich hob die Augenbrauen. Ein neuer Name war ins Spiel gekommen.

»Wer ist Ginny?« fragte ich.
»Maxines Sekretärin und Vertraute.«
»Die aber nicht anwesend war, als wir das Haus stürmten.«
»Das stimmt.«
»Hatte dies einen Grund?«
»Ich weiß es nicht. Wir haben selten mit Ginny gesprochen. Sie war Maxines Vertraute, aber mir hat sie mißtraut.«
»Hatte sie dafür einen Grund?«
»Ja. Ich… ich wollte nicht alles mitmachen, was dort getrieben wurde. Ich schämte mich. Es blieb ja nicht nur bei den Beschwörungen, es wurden auch Orgien gefeiert.«
Ich wußte Bescheid. Das Mädchen brauchte mir nichts mehr darüber zu erzählen. Rasch wechselte ich das Thema. »Welche Geister sind beschwört worden? Waren bekannte Namen darunter?«
»Es drehte sich alles um den Gehörnten persönlich.«
»Um Asmodis?«
Sie nickte.
Diane Keaton hatte mich nicht angelogen. Ich wußte bereits von Maxine, daß sie und ihre Dienerinnen dem Gehörnten treu ergeben war. Asmodis war der Begriff für das Böse überhaupt. Er führte die Höllenheere an, hatte die Dimensionen des Grauens aufgeteilt in verschiedene Gebiete und diese wiederum mit seinen Unterführern bestückt.
Der Schwarze Tod, Asmodis rechte Hand, war mein gnadenloser Feind. Mehr als einmal war ich mit ihm aneinander geraten. Zuletzt in Arizona bei einem Rodeo. Dort hätte er mich fast geschafft, wenn uns der Manitou nicht im letzten Augenblick zu Hilfe gekommen wäre. [2]
Ich verwischte die Gedanken der Vergangenheit und kümmerte mich um die Gegenwart.
»Hat sich Asmodis schon einmal gezeigt?« fragte ich.
»Nein, uns nicht.«
»Aber Maxine.«
»Das hat sie jedenfalls behauptet. Bei jeder Versammlung hatte sie neue Nachrichten von ihm. Sie sagte uns, was wir tun sollten. Es waren schlimme, grausame Dinge.«
»Sind sie befolgt worden?«
Diane schüttelte den Kopf. »Von mir nicht. Und von den anderen weiß ich es nicht. Ich wollte auch nichts mehr mit ihnen zu tun haben. Besonders die Männer waren schlimm. Vor jedem Hexensabbat mußten wir Rauschmittel einnehmen. Was dann geschehen ist, kann ich Ihnen nicht sagen, Mr. Sinclair. Mir fehlt jegliche Erinnerung.«
Ich kam wieder auf diese Ginny zurück. »Wie lautet ihr vollständiger Name?«
»Gibson. Ginny Gibson.«

»Wissen Sie, wo sie wohnt?«

»Nein.« Diane Keaton trank ihr Glas leer. »Werde ich jetzt verhaftet, Mr. Sinclair?«

Ich lächelte. »Warum?«

»Nun, weil ich… weil ich.« Ihr fehlten die Worte.

»Keine Angst, Miß Keaton«, beruhigte ich sie. »Von unserem Gespräch erfährt niemand etwas.«

»Ich danke Ihnen.« Es klang ehrlich.

Diane Keaton konnte mir keine weiteren Auskünfte mehr geben. Man hatte sie nicht hinter die Kulissen schauen lassen. Die anderen Mitglieder des Hexenclubs ahnten wohl, daß Diane Keaton ein schwächeres Glied in ihrer Kette war.

Aber wir konnten die Leute nicht festhalten, mußten sie laufen lassen, denn es lag nichts gegen sie vor. Niemand hatte Anzeige erstattet.

Wir waren ratlos. Maxine, die Oberhexe war tot. Aber sie hatte mich verflucht, und diesem Fluch galt meine Hoffnung. Er würde uns irgendwann miteinander in Verbindung setzen. Meiner Meinung nach konnte das nicht rasch genug geschehen. Ich gab Diane Keaton meine Karte und zog die Vorhänge auf. Licht flutete in den Raum. Diane rieb sich über die Augen. »Sollte noch etwas sein, Miß Keaton, rufen Sie mich bitte sofort an.«

Das Girl schaute auf die Karte und nickte. »Okay, Mr. Sinclair, ich werde mich an Sie erinnern.«

»Darf man fragen, was Sie weiterhin vorhaben?« erkundigte ich mich.

»Urlaub machen.«

»Na, das läßt sich hören. Fliegen Sie in den Süden oder auf das Festland?«

»Nein, ich bleibe hier. Ich mache Camping-Ferien. An der Küste von Norfolk. Dort gibt es einen reizenden Campingplatz, der von unseren Freunden oft besucht wird.«

Ich öffnete ihr die Tür. Auf dem Gang redeten wir weiter. »Ihre Freunde?« hakte ich ein. »Vorhin haben Sie erzählt, Sie hätten keine Freunde. Verstehen Sie mich nicht falsch, Miß Keaton, ich will nicht indiskret sein, aber…«

»Sie brauchen sich doch nicht zu entschuldigen, Sir.« Plötzlich klang ihre Stimme völlig anders. Härter, lauernd und verdammt, die hatte ich doch schon mal gehört? Das war doch…

Ja, das war die Stimme der Oberhexe! Maxine sprach aus dem Mädchen. Ihr Geist war in Diane Keaton gefahren. Im nächsten Moment klang die Stimme wieder normal.

»Auf Wiedersehen, Sir«, sagte sie und schritt in Richtung Ausgang.

»Ein Wiedersehen gibt es bestimmt«, murmelte ich, »und wenn ich unter die Camper gehe…«

***

Unter die Camper ging ich zwar noch nicht, ließ mir aber die Adresse von Ginny Gibson heraussuchen.

Sie wohnte in der Nähe von Marble Arch. Ich fuhr hin.

Suko sagte ich Bescheid, wo er mich im Notfall finden konnte. Die Überwachung der übrigen Mitglieder des Hexenzirkels hatten wir erst gar nicht angefangen. Schließlich gab mir Diane Keaton den Tip, wo ich sie und die anderen finden konnte.

Auf dem Campingplatz an der Küste von Norfolk.

Die Fragen stellten sich automatisch. Wieso hatte Diane Keaton das unschuldige Mädchen gespielt und mir weismachen wollen, sie hätte keine Freunde? Dann kam der Umschwung. Urplötzlich sprach Maxine aus ihr.

Der Geist der Hexe war weiterhin existent. Und ich dachte an den Fluch.

Maxine hatte die Fäden verdammt raffiniert gezogen. Sie wußte, wie man die alte Frau Sinclair aus der Reserve locken konnte. Aber ich war gewarnt. Daß auch ich kein heuriger Hase war, hatte ich in der Vergangenheit mehr als einmal bewiesen. Maxine sollte sich noch wundern. Aber erst einmal mußte ich mit ihrer Sekretärin oder Vertrauten sprechen.

Einen Parkplatz zu finden, war gar nicht einfach. Nur mit großer Mühe rangierte ich den Bentley in eine Lücke.

Danach mußte ich drei Minuten zu Fuß gehen, um die Adresse zu erreichen.

Die Häuser stammten aus den fünfziger Jahren. Ihre Fassaden waren gepflegt, und die Fensterscheiben blitzten vor Sauberkeit. Ginny Gibson wohnte in einer netten Gegend. Nicht weit entfernt befand sich die Oxford Street, auf der es von Touristen nur so wimmelte. In diesem Jahr war es besonders schlimm. Manchmal mußte man suchen, um einen Einheimischen zu treffen.

Aber das gab es wohl nicht nur in London.

Ein Klingelbrett neben der Tür verriet mir, daß Ginny Gibson in der vierten Etage wohnte.

Ich schellte, und es wurde aufgedrückt.

Im Hausflur roch es nach Putzmitteln. Nicht übermäßig schnell stieg ich die Treppe hoch. Die Hitze machte auch mir zu schaffen, und ich wollte mich nicht mehr bewegen, als nötig war.

Dann stand ich vor Ginny Gibsons Wohnungstür. Sie war verschlossen, obwohl die Frau aufgedrückt hatte.

Die Tür war schwarz gestrichen. Ich schlug den altmodischen Klopfer gegen die Tür.

Zweimal hallte es dumpf nach.

Dann öffnete Ginny.

Und ich hielt die Luft an.

Sie trug ein grün schillerndes, bis zum Boden reichendes Gewand, das wie ein übergroßes Dreieck wirkte. Ihr Haar hatte sie grün gefärbt und in Locken gelegt.

An ihren Ohrläppchen baumelten schwarze Ringe. Ihr Gesicht war stark geschminkt und die Bögen der Augenbrauen dunkel nachgezogen. Die Wohnung lag im Halbdunkel. Ein seltsam süßlicher Geruch strömte in meine Nase. Ein Geruch, der mir im Hexenclub bereits aufgefallen war.

Ich beschloß, auf der Hut zu sein.

»Kommen Sie herein, Mr. Sinclair«, sagte Ginny Gibson. Ihre Stimme klang tonlos.

»Sie kennen mich?«

»Wer kennt Sie nicht?« antwortete sie mit einer Gegenfrage. Ginny gab die Tür frei. Ich betrat die Wohnung. Ginny schloß die Tür und ging an mir vorbei. Sie schritt durch den schmalen Korridor. Wenn sie sich bewegte, raschelte die Seide des Gewands.

Am Ende des Flurs stand eine Tür offen. In dem dahinter liegenden Raum brannte nur ein schwacher Lichtschein.

Grünes Licht passend zu ihrem Haar. In Ginny schien Maxine eine würdige Nachfolgerin gefunden zu haben.

Ich betrat den Raum. Im nächsten Augenblick glaubte ich mich in eine andere Welt versetzt. Das Licht ließ auch die Tapeten an den Wänden grün schillern. Stühle mit hohen Lehnen waren zu einem Kreis zusammengestellt worden. Ich schaute über eine der Lehnen hinweg, blickte auf den Boden und hatte das Gefühl, einen Schlag gegen den Kopf zu bekommen.

Mit ebenfalls grüner Farbe war ein Kreis auf die Dielen gemalt. Im Kreismittelpunkt befand sich ein Dreieck aus Knochen. Zwei Kerzen brannten mit ruhiger Flamme. Doch das war es nicht, was mich so schockte. Im Mittelpunkt des Dreiecks lag ein Hochglanzfoto.

Es zeigte ein Gesicht.

Mein Gesicht!

***

Scharf stieß ich die Luft aus. Dünn hatte ich den Schreck überwunden. Ohne mich nach Ginny Gibson umzudrehen, sagte ich: »Soll ich Ihnen auch noch ein Autogramm geben, wenn Sie schon ein Foto von mir haben, Miß Gibson?«

»Das ist nicht nötig, Mr. Sinclair. Ich habe alles, was ich brauche.«

Jetzt erst sah ich sie wieder an. Während ich auf das Dreieck starrte, hatte sie etwas hervorgeholt, was mir ebenfalls nicht ganz geheuer war.

Eine kleine Puppe.

Sie hielt die Puppe so in der Hand, daß nur der Kopf aus der Faust hervorschaute und ich in das Gesicht sehen konnte.

Es zeigte meine Züge!

»Ahnen Sie etwas?« flüsterte Ginny Gibson.

Und ob ich etwas ahnte, Voodoo-Zauber nannte man das, was Ginny praktizierte. Und langsam beschlich mich das Gefühl, in eine geschickt aufgestellte Falle geraten zu sein. Blitzschnell ging mir das durch den Kopf, was ich über Voodoo-Zauber alles wußte.

Den Ursprung fand der Voodoo-Zauber auf den Westindischen Inseln. Wenn die Eingeborenen jemandem feindlich gesinnt waren, modellierten sie von ihm eine Puppe nach, nahmen irgendein persönliches Teil des Feindes, brachten es mit der Puppe in Verbindung und fingen mit ihrer schwarzmagischen Beschwörung an. Derjenige, dem die Puppe nachempfunden worden war, hatte nun keine ruhige Minute mehr. Die Kenner des Voodoo-Zaubers gingen sogar so weit, daß sie Nadeln in die Puppe stachen und derjenige, dem der schlimme Zauber galt, dann die Schmerzen spürte.

So wurden die Feinde oft über Tage, Wochen und Monate hinaus gequält. Bis sie starben. Das geschah meistens durch einen Stich ins Herz der Puppen.

Es nutzte auch nichts, wenn der Gezeichnete floh. Der Voodoo-Zauber holte ihn überall ein.

Und jetzt hatte man eine Puppe für mich modelliert. Ich sollte also die Qualen erleiden, die der Voodoo-Zauber mir zugedacht hatte.

Ginny Gibson lächelte. Sie zog die Lippen weit auseinander. Ihr Gebiß erinnerte mich an die Zähne eines Vampirs.

»Denkst du noch an den Fluch, John Sinclair?« fragte sie mich, und ihre Stimme zischte dabei. »Das hier«, sie trat einen Schritt zurück und hielt die Puppe hoch, »ist nur der erste Teil. Du wirst langsam und qualvoll sterben. Hexenbann und Voodoo-Zauber addieren sich und bilden eine Gemeinschaft, die für dich, John Sinclair, tödlich sein wird.«

Ich nahm Ginny Gibson zwar ernst, aber ich hütete mich, es zu zeigen. »Mit dieser lächerlichen Puppe werden Sie keinen Erfolg haben«, erwiderte ich. »Der Zauber ist zu schwach. Sie müssen schon andere Geschütze auffahren.«

»Sie sind arrogant, Sinclair, zu arrogant. Die Erfolge, die Sie errungen haben, sind Ihnen zu Kopf gestiegen, aber dem werde ich einen Riegel vorsetzen!«

Ich wartete nicht länger, bis sie etwas unternahm, sondern ergriff selbst die Initiative. Kurzerhand warf ich einen der Stühle zu Boden, sprengte somit den Kreis und lief auf das aus Knochen gebildete Dreieck zu.

Ich hob den Fuß, um die magische Geometrie zu zerstören.

Da lachte Ginny Gibson gellend auf. Ich warf ihr einen raschen Blick zu, sah die Nadel in ihrer rechten Hand blitzen und bekam mit, wie sie zustach.

Die Nadel drang in den Körper der Puppe. Ich sah nicht wo, spürte aber noch im gleichen Atemzug den brennenden Schmerz am rechten Oberschenkel.

Ich stöhnte auf. Dabei hatte ich das Gefühl, mein Bein würde in Flammen stehen. Der zweite Stich. Begleitet von einem gellenden Gelächter.

Er traf das linke Bein der Puppe. Mein Bein knickte ein wie ein faules Streichholz. Ich konnte mich nicht mehr halten und fiel zu Boden. Schwer prallte ich auf.

Von den Fußspitzen bis hoch zu den Oberschenkeln vermeinte ich, meine Beine wären in kochende Lava getaucht worden. Der höllische Voodoo-Zauber wurde auch bei mir wirksam.

Ich keuchte und rollte mich auf die Seite.

Ginny Gibson trat näher. Triumph spiegelte sich auf ihrem Gesicht wider, die grün gefärbten Haare schillerten. In der linken Hand hielt sie die Puppe, in der rechten die Nadel.

»Der Fluch der Hexe!« knurrte sie. »Dich wird er mit aller Härte treffen. Ich brauche nur die Nadel zu heben und sie der Puppe ins Herz zu rammen, dann ist es aus.«

Wie recht sie doch hatte! Dieser Voodoo-Zauber war ungeheuer stark, und ich hatte ihn unterschätzt.

Ein Fehler, der nicht mehr gutzumachen war.

Zusammen mit dem magischen Knochendreieck bildete er eine Brücke, die zu durchtrennen so gut wie unmöglich war. Sollte ich tatsächlich in diesem Londoner Haus meinen letzten Atemzug machen?

Es sah so aus…

Hilflos lag ich auf dem Boden. Rasend pochten die magischen Schmerzen in meinem Körper. Ich schaute zu Ginny Gibson hoch. Dieses grünhaarige Hexenweib war verdammt mächtig. Aber wie stark mußte dann Maxine erst sein?

Mir brach der Schweiß aus. Zum Glück waren meine Arme nicht verletzt worden. Um lebend aus diesem Zimmer zu kommen, sah ich nur eine Möglichkeit.

Ich mußte schießen!

Den rechten Arm winkelte ich an. Ich tat es langsam, rollte mich dabei hin und her, um damit zu erreichen, daß sich Ginny Gibson einigermaßen in Sicherheit wiegte.

Sie hatte ihre Stellung nicht verändert. Nadel und Puppe waren etwa eine Handbreit voneinander entfernt.

Jetzt mußte ich es riskieren.

Meine Hand verschwand unter dem leichten Sommerjackett. Die Finger berührten schon den Griff der Beretta – da stieß Ginny Gibson zu.

Ein Schrei drang über ihre Lippen, während sie wuchtig die Nadel in das Herz der Puppe rammte.

Ich wartete auf den Schmerz oder die Erlösung – mir war es plötzlich egal. Nichts geschah…

Nur einen dumpfen Druck spürte ich auf der Brust. Mein Blick fraß sich an der Puppe fest. Obwohl ihr die Nadel weit im Oberkörper steckte, hatte ich die Attacke lebend überstanden!

Ein Wunder!

Ginny Gibson machte ihrer Wut durch einen Schrei Luft.

»Du verfluchter Bastard!« keuchte sie. »Dir werde ich es noch zeigen.« Sie starrte enttäuscht abwechselnd auf die Puppe, und dann auf mich.

Ich hatte mich wieder gefangen, und wußte plötzlich, weshalb der Voodoo-Zauber an mir vorüber gegangen war.

Dort, wo mein Herz unter der Haut pochte, lag das silberne Kreuz! Es hatte mich geschützt.

Ginny Gibson war so durcheinander, daß sie vergaß, weiterhin mit der Nadel in die Puppe zu stechen. Noch waren meine Arme und Hände frei. Ich reagierte schnell, packte einen Stuhl und schleuderte ihn gegen das magische Knochendreieck.

Er verging. Die Kerzen fielen um und verlöschten.

Da ließen auch meine Schmerzen in den Beinen nach. Ich hatte die Brücke gesprengt.

Ich rappelte mich auf. Schwindel erfaßte mich, und ich mußte mich an einer Stuhllehne abstützen. Schräg schaute ich die Gibson an. Dabei hatte ich das Gefühl, daß sich ihre grünen Haare vor Wut sträubten. Sie schleuderte mir Schimpfworts entgegen, wobei der Regriff Bastard noch zu den harmlosen zählte.

Dann warf sie die Puppe weg. Mein Ebenbild klatschte gegen die Wand und zerbrach in zahlreiche Stücke.

Ich hatte mich wieder gefangen.

»Und nun?« fragte ich. »Der Anschlag ist wohl fehlgeschlagen, meine Liebe.«

Sie fauchte mich an. Dann stach sie mit der verdammten Nadel zu. Diesmal war nicht die Puppe das Ziel, sondern ich. Solch eine Nadel konnte auch einen normalen Menschen töten.

Doch ich hatte aufgepaßt und steppte zur Seite.

Ein Schrei, dann der nächste Stoß.

Diesmal riß ich einen Stuhl hoch. Die Nadel prallte gegen die Rückenlehne und zerbrach.

»Haben Sie noch solche Scherze auf Lager?« erkundigte ich mich.

Ginny Gibson senkte den Kopf.
Ich ging hin und öffnete die Vorhänge. Tageslicht breitete sich im Zimmer aus. Der grüne Schimmer verschwand fast völlig, ebenso wie die unheimliche Atmosphäre. Jetzt wirkte Ginny in ihrem komischen grünen Überwurf lächerlich, wie ein Clown. »Machen Sie auch Urlaub?« fragte ich.
»Ja. Warum?«
»Nur so.« Vor der Tür baute ich mich auf.
Ginny Gibson schaute mich an. »Was wollen Sie eigentlich?« fragte sie.
Ich verzog das Gesicht. »Spielen Sie jetzt die Naive? Vor wenigen Minuten noch wollten sie mich ins Jenseits befördern, und nun regen Sie sich auf, wenn ich Fragen stelle. Seltsam.« Ich schüttelte den Kopf. »Um noch mal auf Ihren Urlaub zurückzukommen«, nahm ich dem Faden wieder auf. »Sie machen nicht zufällig Camping?«
»Wüßte nicht, was Sie das angeht.«
Die Antwort reichte mir. Ich war sicher, daß ich die Hexenjünger auf dem Campingplatz, den mir auch Diane Keaton genannt halte, wieder treffen würde.
»Lochen Sie mich ein?« fragte sie.
»Verdient hätten Sie es.«
»Aber…«
»Nichts aber. Ich gehe.«
Ginny lachte schrill. »Sie haben Angst vor dem Fluch, wie?«
»Angst? Nein, nur neugierig bin ich. Bin gespannt, was die gute Maxine noch alles unternehmen will? Ist sie eigentlich tot?«
»Das müssen Sie doch am besten wissen.«
Ich hob die Schultern. »Es sah nach Selbstmord aus. Aber ich kann mir gut vorstellen, daß ihr Geist weiterlebt. Wir werden sehen. Und noch etwas. Da Sie zu den Hauptverdächtigen gehören, muß ich Sie leider bitten, mir Ihre Urlaubsadresse zu geben.«
»Happisburgh«, sagte sie. »Der Campingplatz dort.«
»Danke.«
»Und jetzt verschwinden Sie!« zischte Ginny Gibson. »Denken Sie immer daran: Maxines Rache wird Sie vernichtend treffen.«

***

Blondes langes Haar, eine Figur, an der alles dran war, ein Gesicht zum Verlieben – kurzum, vor mir stand Jane Collins. Für mich die hübscheste Privatdetektivin der Welt, und wenn ich ehrlich sein soll, eine Frau, in die ich mich ein wenig verliebt hatte.
Jane hauchte mir einen Kuß auf die Wange und strahlte mich an. »Jetzt sag nur noch, du willst mich zum Essen einladen, großer Geislerjäger?«

Mit dem Daumen wies ich auf die Tür zum Livingroom. »Geh erst einmal hinein.«
Jane zog die Nase kraus. »Mir schwant Schreckliches.«
Sie schritt an mir vorbei und sah Suko im Sessel sitzen. »Na du Bär«, rief sie, und reichte dem Chinesen die Hand.
Suko grinste von Ohr zu Ohr. »Der Aufgang der Sonne ist nicht zu vergleichen mit deinem Kommen«, philosophierte er.
Jane hielt sich die Ohren zu. »Das tut weh.«
Ich grinste. »Laß ihn doch. Jeder hat mal angefangen. In Ermangelung anderer weiblicher Wesen bist du eben das Opfer. Möchtest du etwas trinken?«
»Ja, einen Wermut.«
Ich gab ihr einen roten. Suko blieb bei seinem Orangensaft, und ich gönnte mir einen Cognac. Nach dem Zuprosten hielt Jane Collins es nicht mehr aus.
»Warum hast du mich herbestellt. John?«
»Du sollst Urlaub machen.«
Jane tippte sich an die Stirn. »Geh mal zum Uhrmacher. Schätze, du tickst nicht mehr richtig.«
Ich stellte mein Glas ab und lächelte dabei. »Wirklich, Jane, du solltest Urlaub machen.«
»Einverstanden«, schnappte Jane.
»Wo denn Italien, Spanien, Südsee, Florida…?«
»Nichts von alledem«, zerstörte ich ihre Hoffnungen. »Du bleibst im Lande.«
»Dann wahrscheinlich Brighton?«
»Norfolk. Halbinsel. Dort wirst du campen.«
»Irre!« rief Jane. »Nein, was freu ich mich darauf.« Dann tippte sie sich wieder gegen die Stirn. »Du glaubst doch nicht im Ernst, daß ich mich in ein Zelt setze.«
»Kannst ja einen Wohnwagen nehmen.«
»Der ist noch teurer.«
»Wer sagt denn, daß du ihn bezahlst. Du leihst dir das Ding. Außerdem bekommst du die Gebühr ersetzt und auch dein Honorar kannst du einkassieren.«
»Ein Auftrag also?«
»Ja.«
»In Zusammenarbeit mit dir?«
»Mit uns«, verbesserte ich. »Suko und ich sind auch mit von der Partie. Leider sind wir zu bekannt, aber dich kennen unsere Gegner noch nicht.«
»Worum geht es denn?« fragte Jane.
Ich erklärte es ihr. Die Detektivin hörte aufmerksam zu. »Hexen«, murmelte sie, »sind meine ganz besonderen Freunde. Ich bin dabei,

John.«
»Habe ich doch gewußt.«
»Wann beginnt unser Auftritt?«
»Übermorgen mußt du da sein. Morgen besorgen wir den Wohnwagen und alles, was noch dazu gehört. Dann geht's ab.«
»Zum Horror-Camping«, vollendete Jane Collins.
»Wenn du es so siehst.«
»Eins ist dir doch klar, mein lieber John. Mein MG zieht so einen Wohnwagen nicht.«
Ich wußte, worauf Jane Collins hinauswollte. »Einen neuen Wagen stellen wir dir aber nicht.«
»Dann muß ich den Job vergessen.«
Jetzt schaltete sich Suko ein. »Wir lassen den Wagen eben von der Verleihfirma dorthin transportieren«, meinte er und lächelte spitzbübisch.
»Okay, ihr habt gewonnen«, lachte Jane. Sie hob ihr Glas. »Trinken wir auf einen erfolgreichen Camping-Urlaub und auf ein paar schöne Tage an der See.«
Ich hob nur zögernd mein Glas, denn der Fluch der Hexe ging mir nicht aus dem Kopf…

***

»Stop!« rief Lena Ritter und hob in einer impulsiven Geste beide Hände vor das Gesicht.
Pete, ihr Mann, drückte das Bremspedal nach unten.
Der schwere Volvo ruckte, ging vorn etwas herunter und stand.
Die beiden Zwillinge im Fond kreischten. »Klasse, Pa. Keinen Baum rasiert.«
»Das war wohl mehr Zufall«, bemerkte Lena trocken.
Pete winkte ab. »So etwas ist eine meiner leichtesten Übungen.« Dann schnippte er mit den Fingern. »Aussteigen, wir sind am Ziel. Jetzt geht es rund.«
Die beiden Kinder öffneten die hinteren Türen und sprangen aus dem Auto. Die beiden Jungen waren regelrechte Lausbuben. Zwölf Jahre zählten sie, hatten strohblondes Haar wie ihr Vater und unzählige Sommersprossen im Gesicht. Sie lebten in einer Abenteuer- und Comicwelt, fühlten sich als Supermänner und unbesiegbar. Schon manche Fensterscheibe hatte Vater Pete ersetzen müssen. Er zahlte für seine beiden Jungen viel aus eigener Tasche, sonst schnellte die Prämie der Versicherung zu sehr in die Höhe.
Auch das Ehepaar Ritter stieg aus. Lena Ritter war Mitte Dreißig, hatte eine biegsame Figur und ihr braunes Haar unter einem gepunkteten Kopftuch verborgen. Sie reckte und streckte sich nach der langen Fahrt, daß ihre Jeans zu platzen drohten. Es war ihre Idee

gewesen, sich einen Wohnwagen zu kaufen. Die drei Männer hatten sofort begeistert zugestimmt. Endlich konnten sie mal richtig Ferien machen, wie sie es sich schon immer gewünscht hatten.

Norfolk hatten sie sich dann als Ziel ausgesucht. Von einem Arbeitskollegen hatte Pete Ritter gehört, daß der Campingplatz dort ideal gelegen sein sollte.

Nun, jetzt waren sie da.

Pete kuppelte den Volvo vom Anhänger los, stellte den Wagen fest und suchte seine beiden Söhne.

»Wo treiben sich Ritchie und Ron denn wieder herum?« wandte er sich an seine Frau.

Lena steckte ihren Kopf aus der Wohnwagentür. »Du kennst sie ja. Die sind nicht so schnell zu finden.«

Pete Ritter schob seine Brille ein Stück höher und stöhnte. »Ich werde mich als Aufpasser betätigen müssen.« Er hatte den Wohnwagen in eine kleine Parzelle dirigiert. Hinten wurde sie von zwei Bäumen abgegrenzt. An den Seiten wuchsen hüfthohe Sträucher, nach vorn hin war die Parzelle offen. Die Parzellen zu beiden Seiten waren ebenfalls belegt. Zum Strand hin hatte man einen freien Blick. Es war kein schöner Strand, wie ihn die Reiseveranstalter in ihren Prospekten immer anpriesen. Und auch mit der Sonne sah es nicht gut aus. Der Feuerball war hinter dunklen Wolken verschwunden. Der Wind hatte aufgefrischt und bewegte das Seegras auf den Erhebungen wie die Wellen eines Meeres. Wenn Pete Ritter einige Schritte nach vorn ging und zur anderen Seite schaute, dann sah er den alten Leuchtturm, der wie eine übergroße Zigarre in den Himmel ragte.

Pete hatte sich vorher erkundigt, der Leuchtturm war nicht mehr in Betrieb. Er sollte bald unter Denkmalschutz gestellt werden.

Die Luft auf der Halbinsel war herrlich, ein echter Balsam für die geschädigten Großstadtlungen. Die Familie kam aus London. Und was dort an Smog oft in der Luft lag, konnte man schon mit dem Wort Gesundheitsgefährdend bezeichnen.

Drei Wochen Urlaub – drei Wochen Nichtstun. Pete Ritter wollte richtig ausspannen und seinen Job vergessen. Die Computer, die endlosen Zahlen, das kalte Leuchtstoffröhrenlicht in den klimatisierten Räumen…

Eine helle Frauenstimme unterbrach seine Gedanken. »Sind Sie der neue Nachbar, Mister?«

Pete wandte sich nach links und hob überrascht die Augenbrauen. Die Frau, die vor ihm stand, trug Tennisschuhe, weiße Hosen und ein T-Shirt in der gleichen Farbe. Das lange blonde Haar hielt sie mit einem roten Tuch zusammen.

»Mein Name ist Jane Collins«, stellte sich die Blondine vor und reichte Pete die Hand.

»Angenehm. Ich heiße Pete Ritter.«

»Dann auf gute Nachbarschaft, Mr. Ritter«, sagte Jane.

»Ja, das hoffe ich auch.« Pete hatte seine Überraschung verdaut. »Sie sind schon langer hier?«

»Nein, erst einen Tag.«

»Schade, ich dachte, Sie könnten mir mehr über das Wetter erzählen.«

»Gestern war es schlechter.«

»Das läßt ja hoffen.«

Pete Ritter schaute zu seinem Wohnwagen. Er sah Lena aus der Tür kommen. »Dort ist meine Frau«, erklärte er Jane und winkte.

Lena Ritter ging auf Jane und Pete zu.

»Darf ich dir unsere neue Nachbarin vorstellen, Lena? Das ist Jane Collins.«

Die Frauen reichten sich ebenfalls die Hände und murmelten wie sehr sie sich freuten.

»Die beiden Jungen sind leider nicht da«, sagte Pete. »Die strolchen irgendwo herum.«

»Sie haben Kinder?«

Lena antwortete auf Janes Frage. »Zwillinge.«

Jane lächelte. »Phantastisch. Ich beneide Sie.«

»Sind Sie verheiratet?« erkundigte sich Lena.

»Nein.«

Die beiden Frauen kamen ins Gespräch. Die anfängliche Scheu hatten sie überwunden. Sie verstanden sich sogar sehr gut.

Pete wandte sich ab. Er wollte die Jungen suchen. Schließlich sollten sie ihrer Mutter helfen, die Sachen aus dem Wagen zu packen und umzuräumen.

Pete sagte Bescheid, was er vorhatte. Dann ging er los. Der Campingplatz lag an einem kleinen Wald. Einer ruhigen, geschützten Stelle der Halbinsel. Weiter nördlich wurde die Küste steil und felsig. Dort schäumte die Brandung mit elementarer Wucht gegen die Klippen und pfiff der Wind um das riesige kalte Gestein. Doch in der Nähe des alten Leuchtturms liefen die Wellen relativ ruhig aus. Man konnte sogar baden.

Pete sah nur wenige Camper im Wasser. Die meisten saßen in Strandkörben oder auf Liegestühlen. Pete Ritter zählte fast vierzig Wohnwagen. Er entdeckte auch den Weg, der zu den Toiletten und den Waschräumen führte. Sie lagen dort, wo der Wald bereits wieder dichter wurde.

Pete Ritter ahnte, daß er im Wald seine beiden Sprößlinge finden würde. Er grinste, wenn er an die Jungen dachte. Klammheimlich hatten sie sich aus dem Staub gemacht. Sie waren nicht anders als er es gewesen war. Damals, im Lausbubenalter. Pete trauerte der Zeit

nach. Sie war so unbeschwert gewesen, obwohl die Schatten eines sinnlosen Krieges über seiner Kindheit gelegen hatten.

Er erreichte das Ende des Campingplatzes. Der Wald trat nun etwas zurück, gab dafür den Blick auf den alten Leuchtturm frei.

Die Blinkanlage an der Spitze war abmontiert. Wenige Yards darunter verlief eine Plattform um den Turm. Selbst aus großer Entfernung erkannte Pete Ritter das Geländer, das die Plattform umgab.

Pete blieb stehen. Der Wind wehte hier ziemlich stark. Pete stellte den Kragen seiner Nylonjacke hoch und ließ seinen Blick zu dem Turm schweifen.

Grau sahen die dicken Steine aus. Grau und verwittert. Dicht unterhalb der Plattform entdeckte Pete einige Fenster und Luken, die in dem Gemäuer wie dunkle Augen wirkten. Pete Ritter war von dem Anblick des Turms fasziniert.

War es die düstere, geheimnisvolle Aura, die von diesem Turm ausging und Pete in ihren Bann schlug? Oder war es die Faszination des Bauwerks, das vor langer Zeit errichtet worden war?

Pete Ritter schüttelte den Kopf. Egal was es war, er nahm sich vor, diesem Turm einen Besuch abzustatten. Er ging noch einige Schritte näher und entdeckte die Fußspuren im Sand. Die Abdrücke näherten sich dem Turm, im ersten Augenblick bekam Pete einen Schreck. Er glaubte, daß seine beiden Jungen sich dem Turm genähert und ihn als Spielplatz ausersehen hatten. Doch die Befürchtung bestätigte sich nicht. Die Abdrücke im Sand waren wesentlich größer. Sie gehörten zu Männerschuhen.

Ritchie und Ron! Fast hätte Pete die beiden vergessen. Himmel, wo trieben sich die Bengel nur wieder herum? Entschlossen wandte sich Pete nach rechts, schritt jetzt geradewegs auf den Wald zu. Dort würden sie bestimmt stecken.

Was Pete Ritter vermißte, war das fröhliche Gelächter, das normalerweise auf einem Campingplatz zu hören war. Hier erlebte er das genaue Gegenteil. Alles war still. Keiner sprach ein lautes Wort, bis auf die junge blonde Dame hatte niemand von ihrer Ankunft Notiz genommen.

Seltsam…

Der Mischwald nahm Pete Ritter auf. Es roch würzig. Das satte Grün des Laubes zeigte einen feuchten Schimmer. Tau, der von der Sonne noch nicht weggedampft worden war.

»Ritchie, Ron!« rief Pete Ritter.

Keine Antwort.

Er ging weiter. Drang tiefer in das Unterholz hinein. Wo steckten diese Bengel denn nur? Die sollten etwas erleben, wenn er sie fand. Es war doch keine Art, einfach fortzulaufen.

Der Boden war etwas sandig. Dicke Astwurzeln ragten wie Höcker daraus hervor. Der Pfad, über den Pete Ritter schritt, war kaum als solcher zu erkennen.

Doch dann sah er die gelben Anoraks seiner beiden Buben. Endlich hatte er sie gefunden.

»Ritchie, Ron!«

Die Jungen hörten den Ruf ihres Vaters.

Sie rannten los. Stürmten durch das Unterholz. Ritchie an der Spitze. Wie auch sein Bruder lachte er. Schweratmend blieben die beiden vor ihrem Vater stehen.

»Wo habt ihr gesteckt?«

Ritchie antwortete: »Hier im Wald.«

»Das sehe ich. Und was habt ihr gemacht?«

»Nichts…« Zögernd kam die Antwort. Pete ahnte, daß etwas dahintersteckte. Und er sah auch, daß Ron seine Arme krampfhaft auf dem Rücken hielt.

»Hast du da was?« fragte Pete Ritter.

»Nein. Wieso…?«

»Lüg nicht. Zeig her!«

Ron verzog das Gesicht, gehorchte aber. Seine Arme kamen hinter dem Rücken zum Vorschein.

Pete Ritters Augen wurden groß. Sein Sohn Ron hielt in beiden Händen jeweils einen Knochen.

Einen Menschenknochen!

***

Tief atmete Pete Ritter durch. Er hatte sofort erkannt, um welche Knochen es sich handelte, sagte aber nichts, sondern nur: »Gib doch mal her.«

Zögernd reichte Ron seinem Vater den Fund. Die Knochen waren ausgebleicht. Pete Ritter kannte sich in Anatomie ein wenig aus. Die Knochen mußten seiner Meinung nach von einem Arm stammen.

»Wo habt ihr sie gefunden?«

Ron deutete über die Schulter. »Da hinten.«

»Zeigt mir die Stelle!«

»Da liegen sogar noch mehr«, meldete sich Ritchie zu Wort. »Sagenhaft, Dad. Ich glaube, die sind von einem Urzeitmonster. Ganz bestimmt sogar. Unser Lehrer hat gesagt…«

»Ja, ja, schon gut.« Pete Ritter unterbrach seinen Sohn. Er wollte das Thema nicht noch mehr ausweiten. Ihm reichte es, was seine beiden Söhne gefunden hatten.

Er ließ Ritchie und Ron vorgehen. Das Unterholz wurde dichter. Der Trampelpfad verschwand völlig. Sie erreichten eine winzige fast runde Lichtung, die mit einem dünnen Grasteppich bewachsen war.

In der Mitte der Lichtung lagen die Knochen.
Pete Ritter blieb stehen und ballte die Hände. Seine beiden Söhne liefen an ihm vorbei. Sie waren unbelastet, denn sie wußten nicht, daß es sich um Menschenknochen handelte.
Die beiden Knochen, die Ritchie und Ron aufgesammelt hatten, fehlten in dem Pentagramm. Kleine Linien aus dunklem Pulver verbanden die einzelnen Schnittpunkte miteinander.
Mehr war nicht zu sehen.
Pete Ritter kratzte sich am Kopf. Er wußte nicht, was er mit dem zerstörten Pentagramm anfangen sollte. Er hatte wohl schon etwas von Schwarzer Magie gehört, doch für ihn, den Realisten, war dies Unsinn. Deshalb brachte er diese Knochen auch nicht mit Schwarzer Magie in Zusammenhang. Aber eine Erklärung fand er nicht.
»Okay, Ritchie und Ron«, sagte er. »Legt die Knochen wieder dorthin, wo ihr sie weggenommen habt und…«
Seine beiden Söhne hörten ihn nicht, denn sie waren verschwunden. Pete Ritter hörte ihre Stimmen, wie sie sich in Richtung des Campingplatzes entfernten.
»Da werde ich doch…«
Er sprach nicht weiter. Plötzlich sah er unter den Zweigen der Bäume eine Frauengestalt stehen.
Und was für eine Frau!
Sie hatte grünes Haar, schwarze Ohrringe, dunkle, hochgezogene Augenbrauen und sie trug eine dunkelrote Kutte.
Sekundenlang begegneten sich die Blicke der beiden.
Dann war die Frau verschwunden.
»He!« rief Pete Ritter. »So warten Sie doch. Hallo, Sie…«
Pete lief über die Lichtung, huschte an den Knochen vorbei und erreichte die Stelle, wo die Frau vor wenigen Augenblicken noch gestanden hatte.
Doch er sah nichts mehr.
Die geheimnisvolle Gestalt war und blieb verschwunden. Wie ein Spuk in der Nacht war sie gekommen und auch wieder hinweggetaucht.
Jetzt wurde es Pete Ritter mulmig. Sein klarer Verstand begann die Dinge zu analysieren.
Da war erst einmal dieser Campingplatz, der zwar voll besetzt war, aber wie tot wirkte. Kein Kinderlachen, keine fröhlichen Menschen, nur die Blondine, mit der Pete Kontakt gehabt hatte. Die Atmosphäre war irgendwie bedrückend. Hinzu kam noch der alte Leuchtturm, dann die seltsame Ansammlung der Menschenknochen auf der kleinen Lichtung – hier stimmte etwas nicht.
Davon war Pete Ritter fest überzeugt.
Und er hatte bereits einen Entschluß gefaßt. Am nächsten Tag wollte

er weiterfahren. Es gab nicht nur diesen einen Campingplatz in Norfolk.

Mit diesen Gedanken machte sich der Familienvater auf den Rückmarsch. Erst wollte er aber seine Söhne ins Gebet nehmen.

Auf dem Weg zu seinem Wagen begegneten ihm ein paar Urlauber. Sie grüßten leise, schauten Pete mißtrauisch von der Seite her an und gingen weiter.

Dieser Platz wurde für Pete Ritter immer seltsamer. Wenn er nicht die lange Fahrt hinter sich gehabt hätte, wäre er schon auf der Stelle wieder gefahren. So aber wollte er sich und seiner Familie eine Nacht Ruhe gönnen.

Lena wartete bereits.

»Wo hast du dich denn herumgetrieben?« fragte sie ihn. In ihrer Stimme klang ein Vorwurf mit.

Pete setzte sich auf die Treppenstufen zu seinem Wohnwagen. »Ich habe Ron und Ritchie gesucht.« Von der Begegnung mit der Frau sagte er nichts.

»Die sind doch längst hier.«

»Ich weiß. Haben sie die Knochen auch mitgebracht?«

Lenas Gesicht verzog sich. »Was hast du gesagt? Die… Knochen? Sag mal, bist du noch normal?«

»Normaler als sonst.« Pete Ritter erhob sich. »Lena, wir fahren morgen wieder.«

»Nein!«

»Doch.«

»Aber warum?« rief Mrs. Ritter.

Pete deutete rundum. »Mit diesem Platz stimmt einiges nicht. Ist dir nichts aufgefallen?«

»Was denn?«

»Kein Lachen, keine Kinder. Alles ist ruhig. Viel zu ruhig.« Jetzt dämpfte Pete seine Stimme. »Ich habe Ritchie und Ron verfolgt. Sie sind in den Wald gelaufen und dort auf eine Lichtung gestoßen. Weißt du, was auf der Lichtung lag?«

Lena schüttelte den Kopf.

»Knochen haben die Jungen dort gefunden, Menschenknochen, Lena. Stell dir das vor.«

Die Frau lachte. »Das glaub ich nicht.«

»Es stimmt aber. Wo sind die beiden?«

»Im Wagen.«

»Okay.« Pete Ritter betrat den Wohnwagen. Die Jungen hockten mit schlechtem Gewissen auf der Bank unter dem kleinen Fenster.

Pete Ritter blieb vor den Zwillingen stehen. »Also Kameraden, macht keinen Ärger. Wo sind die Knochen?«

»Draußen«, sagte Ron.

»Genauer!«
»Wir haben sie in ein Gebüsch geworfen«, präzisierte Ritchie Ritter.
»Dann werden wir sie jetzt holen und wieder zurückbringen«, sagte Pete. »Auf geht's.«
Die Jungen standen auf. Mit gesenkten Köpfen verließen sie den Wohnwagen. Sie gingen um das Gefährt herum zu der Buschreihe, die die Parzelle von der nächsten trennte.
Dort hatte Jane Collins ihren Standplatz. Sie schaute auf, als sich Pete Ritter mit seinen beiden Söhnen der Parzellengrenze näherte.
»Ist das der Nachwuchs?« rief Jane.
»Ja, das sind die Radaumacher.« Pete Ritter stellte seine beiden Söhne vor. Artig gaben sie Jane die Hand. Dann berichtete Pete Ritter, was die Jungen gefunden hatten. Er wußte selbst nicht genau, aus welchem Grund er der blondhaarigen Frau dies sagte, aber er hatte Vertrauen zu ihr gefaßt. Dabei sah er nicht, wie Janes Gesicht einen angespannten Ausdruck annahm.
»Menschenknochen, sagen Sie?«
»Ja, Miß Collins. Hier müssen sie liegen.«
Ron hatte sich bereits gebückt und die beiden auf der Lichtung gefundenen Knochen aufgehoben.
»Darf ich mal sehen?« fragte Jane.
»Bitte.«
Die Privatdetektivin nahm die Knochen in die Hand. Kein Zweifel, das waren Menschenknochen. Jane ließ sich genau erklären, in welch einer Anordnung sie gelegen hatten und ließ sich auch den Platz beschreiben.
»Das ist wirklich eigenartig«, murmelte sie.
»Ja, der Meinung bin ich auch«, erwiderte Pete Ritter. »Überhaupt ist es hier seltsam. Wir reisen morgen wieder ab. So – und jetzt werde ich die Dinger wieder dorthin bringen, wo meine beiden Jungen sie gefunden haben.«
Er streckte schon die Hand aus, doch Jane schüttelte den Kopf. »Darf ich das für Sie übernehmen, Mr. Ritter?« fragte sie.
Pete blickte die Detektivin erstaunt an. »Aber… aber warum denn? Ich meine…«
»Eine Erklärung gebe ich Ihnen später. Mich interessiert die Sache einfach.«
Pete hob die Schultern. »Wenn Sie meinen.«
»Danke sehr, Mr. Ritter.« Jane wandte sich ab und ging zu ihrem Wagen. »Wir sehen uns noch.«
Die blondhaarige Detektivin betrat ihren Wohnwagen, verschloß die Tür, hob die Klappe einer eingebauten Kommode hoch und ließ ein leistungsstarkes Funkgerät hochfahren.
Dann begann sie ihre Meldung zu sprechen.

***

Ich trug einen Südwester. Grau in der Farbe. Regenfest und aus einem Material, das kaum verschliß. Eingepackt in diesen Mantel stand ich in dem kleinen Steuerstand unseres Bootes und hielt ein Fernglas an die Augen gepreßt.

Langsam ließ ich meinen Blick an dem felsigen Küstenstreifen entlangwandern. Suko, mein chinesischer Freund und Partner, stand neben mir und hielt das Steuer. Zwei Stunden befanden wir uns jetzt auf See. Als Landratten war uns der erste Teil der Zeit ziemlich Schwer gefallen. Nicht nur das Boot schaukelte, sondern auch unsere Mägen. Die grüne Gesichtsfarbe hatten wir hinter uns. Die Fische brauchten wir ebenfalls nicht mehr zu füttern, und wir fühlten uns relativ wohl.

Das Boot war phantastisch. Laut Beschreibung konnte es nicht sinken.

Ich glaubte zwar nicht so recht daran, aber da es uns von der Küstenwache zur Verfügung gestellt worden war, benutzten wir es. Ähnliche Boote wurden auch zur Rettung Schiffbrüchiger verwendet.

Bis jetzt war alles glatt gegangen.

Suko konnte mit dem Boot umgehen. Überhaupt war er ein Allround-Talent und überraschte mich immer wieder mit neuen Kenntnissen. Seit wir gemeinsam gegen die Mächte der Finsternis kämpften, hatte er viele Erfahrungen gesammelt und war nicht mehr von meiner Seite wegzudenken. Wie oft schon hatten wir uns gegenseitig das Leben gerettet! Einer konnte sich auf den anderen hundertprozentig verlassen. Das mußte auch so sein, denn unsere Gegner waren nicht von Pappe. Bis jetzt war es uns nicht gelungen, den Schwarzen Tod oder den Spuk zu besiegen. Beide waren sie Herrscher in einem Reich das jenseits der unsrigen Welt lag. Der Schwarze Tod bezeichnete sich selbst als die rechte Hand des Teufels, und der Spuk war Herrscher im Reich der Schatten. Diese beiden arbeiteten Hand in Hand und hatten nur ein Ziel.

Uns zu vernichten!

Und mit einem weiteren Gegner mußten wir rechnen. Myxin, der Magier. Er war zwar selbst kein Freund des Schwarzen Tods, er bekämpfte ihn sogar, aber nur, um an die Macht zu gelangen. Myxin wollte selbst die Herrschaft über die Unzahl der Dämonen übernehmen. Manchmal hatte er uns sogar zur Seite gestanden, doch das war bei ihm der reine Egoismus.

All diese Gedanken schweiften mir durch den Kopf, während ich weiterhin die Küste im Auge behielt.

Suko meldete sich. »Der Campingplatz müßte bald zu sehen sein.«

Ich nickte, ohne dabei das Glas von meinen Augen zu nehmen. »Hoffentlich kommen wir noch rechtzeitig.«

»Dann hätte sich Jane schon gemeldet.«
»Wenn sie dazu noch in der Lage ist.«
Suko lachte auf. »Du siehst zu schwarz, John.«
Ich gab keine Antwort. Etwa zwei Meilen von der Küste entfernt hielten wir nördlichen Kurs. Die graue See wogte. Zum Glück gab es hier keine Untiefen oder Klippen. Der Bug des Bootes zerschnitt die Wellen. Gischt spritzte zu beiden Seiten hoch und sprühte als feiner Regen über die Bordwand.
Das Wetter hatte sich gehalten. Zwar war der Himmel bedeckt, aber es kam kein Sturm auf. Das war die Hauptsache. Bei hohem Seegang waren wir nicht in der Lage, das Boot zu halten. Soweit reichten unsere Fahrkünste nicht. Auch trauten wir uns nicht zu weit von der Küste weg. Im Notfall konnten wir immer schnell anlegen. Über Funk waren wir mit, Jane Collins verbunden. Sie hielt auf dem Campingplatz die Stellung. Daß sich dort etwas zusammenbraute, war für uns klar. Verschiedene Anzeichen hatten darauf hingedeutet. Außerdem war vor wenigen Tagen in dieser Gegend ein Schiff gesunken. Ein Heringskutter mit einer erfahrenen Besatzung an Bord. Nach Auskünften der Wetterstationen hatte es keinen Sturm, geschweige denn hohen Seegang gegeben. Trotzdem war der Kutter gesunken.
Da stimmte etwas nicht.
Ich brachte den Schiffsuntergang mit einigen rätselhaften Ereignissen in Verbindung, die ich selbst erlebt hatte, hütete mich jedoch, den Verdacht auszusprechen. Ich wollte keine Panik.
Wir umfuhren eine Landzunge. Die rauhen Felsen stellten sich wie eine Trotzburg Wind und Wetter entgegen.
Mit elementarer Wucht klatschte die Brandung gegen den Fels, wurde gebrochen, hochgeschleudert und als feiner Gischtregen zurück in die See gesprüht. Es war ein grandioses Schauspiel, und ich konnte verstehen, daß es immer wieder naturverbundene Menschen begeisterte.
»Ich sehe den Campingplatz.«
»Phantastisch«, erwiderte Suko. »Kannst du auch Jane erkennen?«
»Nein.«
Fest hielt ich das Glas gegen die Augen. Es war ein vorzügliches Instrument. Die Küste lag greifbar nahe vor meinen Augen. Ich sah die einzelnen Wagen, konnte auch den von Jane Collins erkennen, doch die Detektivin sah ich nicht.
Überhaupt wirkte der Platz wie leergefegt. Auf dem grauen, mit Gras bewachsenem Strand stand nur ein Korb. Ob jemand darin saß, erkannte ich nicht. Der Strand war menschenleer.
Okay, das Wetter konnte man nicht gerade als gut bezeichnen, aber normalerweise hockten auch bei bedecktem Himmel die Urlauber

eines Campingplatzes nicht nur in ihren Wohnwagen oder Zelten.

Dort stimmte etwas nicht.

Die nächste Nacht würde uns sicherlich Aufklärung darüber geben.

Weiter wanderte mein Blick.

Ich sah den Leuchtturm. Dieses alte Gemäuer, das trotz aller Unkenrufe Sturm und See widerstanden hatte. Am oberen Drittel des Turms entdeckte ich eine Plattform, darunter sah ich einige Luken oder Fenster.

Sonst war nichts Besonderes an dem Turm zu erkennen, und ich ließ das Glas sinken.

»Und wo legen wir an?« fragte Suko.

»An der Stelle, die uns auch der alte Kapitän vor dem Auslaufen empfohlen hat.«

»Hinter dem Leuchtturm?«

»Ja, dort soll die See ruhiger an den Strand laufen.«

»Aye, aye, Sir.« Suko nickte, grinste und tippte sich mit dem Zeigefinger gegen den Schirm der dunkelblauen Seemannsmütze. Suko hatte es sich nicht nehmen lassen, die Mütze aufzusetzen. Er sah ulkig darin aus.

Suko, der Seebär, hatte ich ihn getauft. Was mein Freund mit viel Würde trug. Plötzlich piepste das Funkgerät.

»Ha«, sagte Suko, »das ist Jane.«

Ich ging zur Konsole und nahm den Hörer des Funktelefons ab. Jane hatte das gleiche Gerät in ihrem Wohnwagen. Yard-Fachleute hatten diese Anlage rasch installiert.

»Hier Feuervogel«, meldete ich mich.

»Sommerschwalbe«, lautete die Antwort.

Nachdem die beiden Codenamen genannt worden waren, wußte ich, daß Jane Collins tatsächlich am Apparat war.

Wir schalteten in eine andere Tonart um. »Na, du Strandfee«, rief ich. »Hast du dich schon eingelebt?«

»Und wie. Aber im Ernst, John, es scheint sich etwas anzubahnen.«

»Erzähle!«

Jane Collins berichtete, was ihr widerfahren war. Namentlich lernte ich auch die Familie Ritter kennen und hörte davon, was ihre beiden Söhne gefunden hatten. »Menschenknochen?« wiederholte ich.

»Ja, John. Ich habe die Dinger in meinem Wohnwagen. Wie der Vater der beiden Jungen erzählte, haben die Knochen in einer bestimmten Anordnung auf dem Boden gelegen.«

»Mit anderen Worten: Sie hatten ein magisches Symbol gebildet«, sagte ich.

»So muß es gewesen sein, John.« Jane räusperte sich. Es kratzte im Hörer. »Aber jetzt ist das Symbol zerstört«, sagte sie. »Mit anderen Worten, die Beschwörung kann nicht über die Bühne laufen, denn

Menschenknochen sind nicht so ohne weiteres aufzutreiben.«

Ich unterbrach die Detektivin. »Rede nicht um den heißen Brei herum, Jane. Unseren Gegnern bleibt nichts anderes übrig, als sich die Knochen wiederzuholen.«

»Genau.«

Ich biß mir auf die Lippe. »Das kann gefährlich werden«, warnte ich Jane. »Wir können erst bei Anbruch der Dunkelheit anlegen. Bring die Dinger zurück. Ich…«

»Auf keinen Fall, John. So habe ich wenigstens die Chance, unsere Gegner aus der Reserve zu locken. Außerdem kann ich eine Beschwörung verhindern.«

»Jane, laß dich auf nichts ein«, rief ich beschwörend.

»Wird schon schief gehen. Wenn alle Stricke reißen, melde ich mich wieder.« Sie unterbrach die Verbindung.

Ich schaute auf das Funktelefon. Suko blickte mich von der Seite her an. »Ärger?« fragte er.

»Noch nicht«, erwiderte ich. »Aber es wird wohl nicht mehr lange dauern.«

»Was machen wir?«

Ich dachte nach. Dann hatte ich den Entschluß gefaßt. »Wir legen an, Suko.«

»Aber man wird dich in der Heiligkeit erkennen.«

Ich lächelte »Nein, wir halten uns verborgen.«

»Und wo? Im Wald?«

Ich schüttelte den Kopf. »Im Leuchtturm…«

***

Jane Collins hatte die beiden Knochen auf die schmale Klappliege gelegt. Nach dem Gespräch schritt sie an das kleine Fenster und schaute hinaus.

Es war ruhig. Über dem Platz hing die Stille wie eine gußeiserne Glocke. Selbst aus dem Wagen der Ritters waren keine Stimmen zu hören.

Jane fühlte sich in dem Wohnwagen wie eine Gefangene. Die Decke, sie war wesentlich niedriger als bei einem normalen Zimmer, schien ihr auf den Kopf zu fallen. Die trügerische Ruhe zerrte an ihren Nerven. Fast körperlich fühlte Jane Collins das Unheil, das sich langsam anbahnte.

Oder waren es die Menschenknochen, von denen die Gefahr ausströmte? Hatten sie sich schon magisch aufgeladen?

Jane Collins überlegte hin und her. Sie dachte an meine Worte und daran, daß das magische Symbol nun zerstört war. Ja, Jane befand sich in großer Gefahr.

Aber sie war bisher noch keiner Gefahr ausgewichen. Immer hatte sie

sich gestellt. Und sie wollte auch an diesem Tag nicht in ihrem Wohnwagen sitzen bleiben und sich verkriechen, sondern selbst etwas unternehmen.

Von Pete Ritter wußte sie, wo seine Jungen die Knochen ungefähr gefunden hatten. Jane Collins hatte vor, sich diesen Platz näher anzusehen.

Sie zog den grünen Anorak über und steckte ihre Astra-Pistole in die rechte Seitentasche. Jane beherrschte die Kunst der Selbstverteidigung, auch war sie nicht feige. Zahlreiche Abenteuer hatte sie in der Vergangenheit bestanden.

Von mir hatte Jane Collins eine gnostische Gemme erhalten. Dieser uralte Stein, auf dessen Oberfläche eine Schlange eingraviert war, die sich selbst in den Schwanz biß, besaß weißmagische Kräfte und wurde von gewissen Kreisen im Dämonenreich gefürchtet. Weißmagische Symbole waren oft in der Lage, eine unheilvolle Beschwörung zu unterbrechen oder sie sogar zu zerstören.

Jane verließ ihren Wohnwagen.

Die Detektivin sprang auf den weichen Grasteppich. Sie trug flache Sportschuhe mit geriffelter Sohle. Darin konnte sie sich gut fortbewegen.

Leise drückte Jane die Tür ins Schloß. Sie schaute sich um, konnte aber niemand erkennen, der sie beobachtete. Aber wer wußte schon, was sich in den Wohnwagen alles verbarg? Welche Gefahren dort im Innern lauerten?

Die beiden Menschenknochen hatte Jane Collins zurückgelassen. Sie wollte auch vorerst nicht mehr in den Wagen zurückkehren, sondern von außerhalb beobachten, ob sich jemand ihrer Behausung näherte. Erst aber suchte sie die Lichtung, auf der die Knochen lagen. Möglichst leise bewegte sich Jane Collins durch die schmalen Gassen der abgestellten Wohnwagen. Manchmal blieb sie stehen und horchte. Doch viel verstand sie nicht.

Jane erreichte den Waldrand. Sie orientierte sich kurz und verschwand dann zwischen den Bäumen.

Still war es. Nicht ein Vogel sang in den Bäumen. In der schon fortgeschrittenen Zeit verblaßte die Sonne. Nur vereinzelt noch betupften ihre Strahlen die Erde, doch im Wald wurden sie von dem grünen Blätterdach gefiltert.

In den Kronen der Bäume raschelte das vom Wind bewegte Laub. Die Luft wurde kühler. Jane fröstelte. Sie kam sich vor wie in einem grünen Tunnel. In einem Tunnel voller dunkler Nischen, in denen die Gefahr lauerte.

Es war für Jane Collins schwierig, die Richtung beizubehalten, obwohl ihr Pete Ritter erklärt hatte, wo die Lichtung zu finden war. Aber wenn man selbst ging, sah es doch anders aus.

Urplötzlich hörte Jane hinter sich das Geräusch.

Sie ging in die Knie, wirbelte herum, die Hand verschwand in der Anoraktasche, kam aber noch in der gleichen Sekunde leer wieder zum Vorschein.

Vor ihr standen die Zwillinge.

Ritchie und Ron grinsten.

»Hallo, Miß«, sagte einer der beiden. Jane wußte nicht, ob nun Ritchie oder Ron gesprochen hatte.

»Was macht ihr denn hier?« fragte sie.

»Wir wollten Sie beschützen«, lautete die ernsthafte Antwort.

Jane Collins mußte über die beiden Kavaliere lächeln, wurde jedoch wieder ernst und erwiderte: »Wissen eure Eltern, wo ihr euch, herumtreibt?«

Die Antwort kam zögernd. »Nein… Eigentlich…«

»Sie wissen es also nicht!«

»Mum und Dad haben sich hingelegt und sind eingeschlafen. Uns war es so langweilig. Wir wollten auch zu der Lichtung hin. Als Mutprobe, wissen Sie…«

»Ihr geht sofort zurück«, sagte Jane. »Was meint ihr, was euer Vater dazu sagt, wenn er von dem Ausflug erfährt?«

»Och, der…«

»Nichts, zurück.« Jane streckte den Arm aus.

»Wir könnten Sie aber führen, Miß«, kam der Vorschlag.

Jane Collins überlegte. So unrecht hatten die beiden nicht. Hinzu kam noch, wenn die Jungen in ihrer Nähe waren, hatte Jane sie unter Kontrolle, denn es war fraglich, ob sie wirklich zum Wohnwagen zurückgehen würden, wie Jane es gern gehabt hätte.

»Gut«, sagte die Detektivin, »ihr könnt mich begleiten. Ich will mir nur die Lichtung ansehen und gehe dann wieder zurück.«

»Haben Sie auch die beiden Knochen dabei?«

Jane Collins überging diese Frage: »Wer von euch ist Ritchie, und wer ist Ron?«

»Ich bin Ritchie.«

»Und ich Ron.«

Jane schüttelte den Kopf und lachte. »Tut mir leid, Jungs, aber ich kann euch immer noch nicht unterscheiden.«

Da hatte Ritchie die Idee. Er pflückte einen Farn ab und steckte ihn sich zur Hälfte in die Hemdtasche. »Ich bin Ritchie«, sagte er stolz.

Jetzt wußte Jane Bescheid, und sie freute sich auch über die Cleverneß der Jungen.

Von nun an ging es zügiger voran. Die Zwillinge besaßen ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Sie führten Jane über verschlungene, kaum zu erkennende Pfade dem Ziel entgegen.

»Gleich sind wir da«, sagte Ritchie. »Sie brauchen keine Angst zu

haben, Miß.«

»Ihr seid ja bei mir«, erwiderte Jane.

»Ja, wir geben schon auf Sie acht.«

Jane Collins war froh, daß die Jungen nichts von einer möglichen Gefahr ahnten. Mit der Unbekümmertheit ihrer Jugend erlebten sie dieses Abenteuer.

»Da ist sie«, rief Ron. Er lief voraus, drückte sich zwischen zwei eng beieinander stehenden Baumstämmen hindurch und winkte aufgeregt. »Schnell, Miß, kommen Sie!«

Jane beeilte sich.

Vier Sekunden später sah sie, was Ronny Ritter so erschreckt hatte. Die Lichtung war leer!

Keine Knochen, keine magischen Symbole – nichts.

»Wer die wohl weggenommen hat?« flüsterte Ron.

Sein Bruder hob die Schultern.

»Bleibt bitte hier stehen«, sagte Jane und betrat vorsichtig die Rasenfläche.

Sie schritt auf die Mitte der kleinen Lichtung zu. Jane fand die Stelle, wo die Knochen gelegen hatten, denn dort war das Gras niedergedrückt. Es hatte sich noch nicht wieder aufgerichtet, ein Zeichen dafür, daß die Knochen vor kurzer Zeit noch hier gelegen hatten. Aber wer hatte sie weggeschafft? War dieser Jemand noch in der Nähe?

Jane spürte, wie sich ihre Nackenhaare querstellten und eine Gänsehaut über den Rücken rieselte. Auf der Stelle drehte sie sich, tastete mit ihren Blicken den Waldrand ab, sah die beiden Zwillinge nebeneinander stehen und entdeckte auch die Frau mit den grünen Haaren, die hinter den Zwillingen auftauchte.

Ginny Gibson, hieß sie.

Ich hatte Jane von dieser Frau berichtet.

Die Zwillinge ahnten nichts von dem, was sich hinter ihrem Rücken abspielte.

Ginny hob beide Hände, ließ sie über den Köpfen der Jungen schweben, und Jane Collins stockte der Atem.

Die grünhaarige Frau besaß keine Finger. Aus ihren Händen wuchsen kleine Schlangen…

***

Wenn man es recht betrachtete, war der Wohnwagen für vier Personen zu klein. Aber da Hotels und Pensionen immer teurer wurden, nahmen viele Menschen Einschränkungen im Urlaub in Kauf.

Für die Ritters traf das zu.

Die vier Personen schliefen in dem großen Raum, der gleichzeitig als Küche und als Wohnraum diente. Die Betten ließen sich hochklappen.

Es waren schaumgepolsterte Liegen, ziemlich eng, so daß Pete Ritter Schwierigkeiten hatte, sich umzudrehen. Der Vorderteil des Wagens beherbergte einen kleinen Waschraum. Ungefähr so groß wie in einem Zug. Eine Toilette gab es auch, aber darüber sollte man lieber schweigen.

Es wurde eng für die vier Personen. Außerdem hatte Pete Ritter bestimmt, daß seine Jungen den Wohnwagen nicht verlassen durften. Er selbst hatte vor, nach der anstrengenden Fahrt zwei Stunden zu schlafen.

Lena Ritter erging es nicht besser. Auch sie überkam die große Müdigkeit.

Die Zwillinge waren ruhig, und so dauerte es nur Minuten, bis die Eltern Schlaf fanden.

Dann verließen Ritchie und Ron auf leisen Sohlen den Wohnwagen, trafen im Wald auf Jane Collins und näherten sich der Lichtung.

Lena und Pete Ritter aber schliefen den Schlaf der Gerechten.

Da näherte sich die Gefahr.

Keiner der beiden Urlauber sah, wie sich einige Türen an den anderen Wohnwagen öffneten.

Dies geschah mit einer gespenstischen Lautlosigkeit. Vermummte Gestalten verließen die Wagen. Die langen, meist dunkelroten Gewänder schleiften über den Boden. Kapuzen bedeckten die Köpfe, warfen Schatten auf die Gesichter.

Wie auf einen geheimen Befehl hin steuerten die Gestalten ihrem Ziel entgegen. Niemand sprach ein Wort. Jeder wußte, was zu tun war.

Gras bewegte sich unter schleichenden Schritten. Laub raschelte.

Dann wurde es still.

Das Ziel war erreicht.

Die Vermummten umringten Pete Ritters Wohnwagen.

Und das Ehepaar merkte nichts. Es schlief tief und fest. Es ahnte nicht, daß es in einer tödlichen Falle saß.

Aus dem Kreis der Unheimlichen löste sich eine Gestalt. Sie ging auf die Wohnwagentür zu, drückte die Leichtmetallklinke nach unten, doch die Tür war verschlossen.

Die Gestalt stieß einen Fluch aus. Dann winkte sie mit dem Arm. Ein Zeichen für zwei andere, Anlauf zu nehmen und sich mit aller Macht gegen die Tür zu werfen. Schon beim ersten Versuch hatten sie Erfolg. Die Tür wurde aus den schmalen Angeln gerissen, nach innen katapultiert und gegen die Wand gedrückt.

Der Lärm riß Lena und Pete Ritter aus dem Schlaf.

Erschreckt fuhren sie hoch. Schläfrig mußten sie mit ansehen, wie die Vermummten in den Wohnwagen eindrangen und bis zu den Liegen liefen.

Lena schrie. Sie rief auch nach ihren beiden Kindern, und der Schrei

machte Pete Ritter mobil.

Zwei Hände, die ihn auf das Bett drücken wollten, schlug er zur Seite, sprang auf und setzte seine geballte Faust in ein Oval unter der Kapuze.

Der Vermummte wurde zurückgeschleudert und von den anderen Körpern gestoppt. Pete Ritter sah rot. Er dachte an seine beiden Kinder, meinte sie in der Gewalt dieser Bestien zu wissen und stürzte sich mit Todesverachtung auf die Eindringlinge.

Doch viele Jäger sind des Hasen Tod. Pete Ritter kam nicht mehr dazu, einen zweiten Mann niederzuschlagen. Die Masse der Vermummten war in der Übermacht.

Fäuste trafen Petes Körper und sein Gesicht. Er fiel zu Boden, krümmte sich und atmete keuchend.

Wie durch einen Wattebausch hörte er seine Frau schreien. Gellend rief sie um Hilfe, doch es war niemand da der sich um sie kümmerte. Hilflos waren die Ritters den Vermummten ausgeliefert.

Zwei Gestalten hielten Lena Ritter fest. Einer drückte seine schwielige Pranke auf den Mund der Frau, bis die Schreie erstickten.

Pete Ritter wurde vom Boden hochgehievt. Sie warfen ihn auf die Liege. Er blutete aus Platzwunden im Gesicht. Zwei Kerle setzten sich auf seine Beine, zwei andere hielten die Arme fest. Pete konnte sich nicht mehr rühren.

Er atmete mit offenem Mund. Vor seinen Augen drehte sich alles. Und doch dachte er an seine Kinder.

»Wo sind sie? Was… was habt ihr mit ihnen gemacht, ihr Bestien?«

Die Vermummten gingen auf seine Fragen nicht ein. Ein kleinerer Mann trat vor. Wahrscheinlich war er der Anführer, denn als er mit den Knien gegen die Liege stieß, auf der Pete lag, verstummte das Flüstern der anderen.

Der Mann beugte sich zu Pete Ritter hinunter. Sein Gesicht glänzte schweißnaß. In den Augen funkelte es kalt. Pete wußte, daß er von diesem Kerl keine Gnade erwarten durfte.

»Die Fragen stelle ich!« zischte der Vermummte. »Was hattet ihr auf dem Platz zu suchen?«

»Urlaub!« keuchte Pete. »Wir wollten Urlaub machen.«

Der Vermummte lachte böse. »Und was ist mit den Knochen? Wo sind sie? Raus mit der Sprache! Wo hast du sie?«

»Ich… ich habe sie nicht!«

»Willst du, daß deine beiden Kinder sterben?«

»Nein, ich…« Pete Ritter versuchte sich aufzubäumen, doch die eisernen Griffe hielten ihn zurück. Jetzt bluffte der Maskierte, aber Pete wußte es nicht genau.

»Die Kinder sind in unserer Hand. Wenn du nicht redest, werden deine Frau und du mit ansehen, wie sie sterben.«

»Pete, so sprich doch!« schrie Lena. »Bitte…« Die Pranke war von ihren Lippen gewichen.

»Ja, okay, ich sage alles«, stöhnte Pete. »Ich habe die verdammten Knochen weggegeben.«

»Wem?«

»Einer… einer Frau…« Pete schämte sich, daß er Jane Collins verriet, aber in seiner Lage hatte er keine andere Wahl. »Sie… sie heißt Jane Collins und wohnt in dem Wagen neben uns. Sie wollte die beiden Knochen wieder zurückbringen. Das hat sie mir gesagt. Ich sah keinen Grund, ihr die Knochen nicht zu geben. Das ist alles, wirklich.«

Der Vermummte trat zurück. Seine Kumpane fingen an, aufgeregt miteinander zu flüstern.

»Aber wir müssen sie haben«, hörte Pete die Worte.

»Noch in dieser Nacht«, sagte ein anderer.

»Dann holen wir uns das Weib!« zischte eine Frauenstimme.

»Und meine Kinder?« schrie Pete. »Was ist mit meinen Kindern? Ich habe alles gesagt. Gebt sie mir zurück. Ich…«

»Hör auf zu zetern!« wurde er angefahren. Der Anführer wandte sich um und sprach einige hastige Worte. Zwei Gestalten machten sich daran, die Tür des Wohnwagens wieder einzuhängen. Es klappte.

Und dann ging alles blitzschnell. Ehe Pete Ritter weitere Fragen stellen konnte, wurde er bewußtlos geschlagen. Seiner Frau erging es nicht anders. Wie leblos lagen sie auf den Liegen.

Da fast jeder Wohnwagen von der Grundkonstruktion her gleich war, fanden die Vermummten den Propangaskocher sehr schnell. Sie drehten ihn voll auf, verließen den Wagen und schlugen die Tür zu.

Es wurde ruhig.

Bis auf das Zischen des Gases, das für das Ehepaar Ritter zu einer tödlichen Melodie wurde…

***

»Vorsicht!« gellte Jane Collins’ Stimme auf. Sie zerschnitt die trügerische Ruhe und warnte die Zwillinge.

Bevor die grünhaarige Frau ihre Hände auf die Köpfe der beiden Jungen legen konnte, wirbelten Ritchie und Ron herum, sahen die schreckliche Gestalt und hechteten nach links und rechts zur Seite.

Die Hände verfehlten sie.

Ein Wutschrei entrang sich der Grünhaarigen. Und all ihr Haß richtete sich gegen Jane Collins.

Sie rannte los.

Lief quer über die Lichtung. Weit hatte sie die Arme ausgestreckt. Ihr Gesicht war verzerrt. Die Kleinen Schlangen an ihren Händen tanzten und bewegten sich hin und her.

Jane konnte sich nicht mehr um die Jungen kümmern, sie hatte alle

Hände voll zu tun, um sich die Furie vom Leib zu halten. Sie ahnte, daß ein Biß dieser winzigen Giftschlangen genügte, um sie über die Schwelle des Todes zu stoßen.

Mit beiden Händen schlug Ginny Gibson nach ihrer Feindin. Jane Collins wich aus. Wie eine Tänzerin bewegte sie sich, sah die rechte Hand der Frau plötzlich dicht vor ihrem Gesicht auftauchen und hämmerte gedankenschnell ihre rechte Handkante unter das Gelenk.

Der Arm schnellte nach oben. Die Schlangen wischten an ihrem Gesicht vorbei. Mit einem gezielten Karatetritt brachte Jane die gefährliche Frau zu Fall. Ginny Gibson hatte kaum den Boden berührt, als sie sich zur Seite rollte und wieder auf die Füße sprang. In punkto Reaktionsvermögen und Gewandtheit stand sie Jane Collins in nichts nach.

Jane hätte natürlich ihre Pistole ziehen und schießen können, aber das war nicht ihr Stil. Wenn es eben ging, wollte sie Ginny Gibson anders besiegen.

Auf der Lichtung war sie der Grünhaarigen unterlegen. Jane konnte keine Griffe anwenden, ohne die Hände der Frau zu berühren. Sie mußte Ginny Gibson in den Wald locken.

Die Detektivin lief quer über die kleine Lichtung. Aus den Augenwinkeln bekam sie noch mit, wie sich die Zwillinge erhoben und hinter den Frauen herstarrten.

Jane war froh, daß sich die Schlangenfrau um sie und nicht um die Kinder kümmerte.

Als sie den Waldrand erreichte, stieß Ritchie seinen Bruder an. »Los, wir müssen ihr helfen!« zischte er.

»Aber die Frau…« Rons Stimme klang ängstlich.

»Feigling.« Ritchie bückte sich und hob einen beinlangen Knüppel auf. Er war so dick wie das Handgelenk eines Mannes. »Damit schaffe ich sie!« behauptete Ritchie und wog den Knüppel in der rechten Hand. »Los, hol dir auch einen.«

Ron brach einen Ast vom Baum ab.

Ritchie war schon vorgelaufen. Er rannte um die Lichtung herum und blieb somit etwas in Deckung. Die Jungen hatten viele Indianerbücher gelesen, die Szenen auch oft nachgespielt und so bewegten sie sich wie die Helden in ihren Geschichten.

Nur dachten sie dabei nicht an die tödliche Gefahr…

Jane hatte sich inzwischen gedreht und hinter einem Baumstamm Deckung genommen.

Genau im richtigen Augenblick, denn als Ginny Gibson in den Wald tauchte, war Jane verschwunden.

Die Grünhaarige blieb stehen. Sie trug ein enges schwarzes Trikot, auf das in Höhe des Bauchnabels ein fratzenhaftes Gesicht gedruckt war. Es schimmerte violett, hatte übergroße Augen und einen

geöffneten Mund mit weit heraushängender Zunge.
Jane Collins nahm an, daß es das Gesicht der Hexe Maxine zeigen sollte.
Ginny Gibson hatte die Arme halb erhoben. Die kleinen Schlangen bewegten ihre Körper und drehten die Köpfe. Wie spitze Nadeln schossen die Zungen aus den offenen Mäulern.
Die Grünhaarige war irritiert. Sie wußte nicht, wo ihre Gegnerin steckte. »Komm raus!« keifte sie. »Ich kriege dich doch, du Weib? Los, zeig dich!«
Jane hütete sich, einen Ton von sich zu geben. Nach wie vor blieb sie in ihrer Deckung.
Ginny ging vor, drang tiefer in den Wald ein. Sie näherte sich dabei unbewußt dem Baumstamm, hinter dem Jane Collins eng an die Rinde gepreßt stand.
Jetzt war sie auf gleicher Höhe.
Wild tanzten die Schlangen an ihren Händen hin und her. Sie schienen zu ahnen, wo sich Jane Collins befand. Doch die Grünhaarige achtete nicht auf die Signale. Sie ging weiter.
Jane hob die rechte Hand.
Sie wußte, daß sie nur einen Schlag hatte, um sich dieses Monsterweib vom Hals zu schaffen. Wenn sie nicht richtig traf und Ginny Gibson nicht bewußtlos wurde, dann sah es schlecht für sie aus.
Die Detektivin hielt den Atem an.
Ginny schlich vorbei…
Die Handkante fiel!
Im gleichen Augenblick geschahen zwei Dinge auf einmal Ritchie stürmte hinter einem Gebüsch hervor. Ein paar Zweige brachen unter seinem Gewicht.
Das Geräusch riß die Schlangenfrau herum. Sie drehte ihren Körper ein wenig, und der dosierte Schlag traf auf ihre rechte Schulter.
Ginny Gibson sackte in die Knie. Ihr Gesicht verzerrte sich, zeigte den Schmerz, den sie empfand. Aber sie war nicht bewußtlos. Sofort schnellte ihre linke Hand vor. Die zwei längsten Schlangenfinger streiften Janes Anorak, die Zähne schnappten zu. Drüsen verspritzten Gift.
Jane schrie auf.
Sekundenlang war sie wie gelähmt, bis sie begriff, daß die Zähne den Stoff des Anoraks nicht durchbissen hatten und die Giftflüssigkeit am Saum des Kleidungsstücks herunterlief.
Aber die Zeit, die Jane verstreichen ließ, reichte der Grünhaarigen. Ginny Gibson warf sich nach vorn. Sie prallte gegen Jane Collins Beine, brachte die Detektivin zu Fall und war im nächsten Atemzug über ihr.
»Jetzt bist du dran!« kreischte die Gibson. »Jetzt ist es aus, aus,

aus…!«
Ihr Gesicht strahlte den Triumph aus, den sie empfand und Jane Collins begriff, daß sie es nicht mehr schaffen würde, die Hexe von sich zu stoßen.
Die Schlangen waren schneller!
Da war Ritchie Ritter heran. Er kam von der Seite, erkannte die Gefahr, in der Jane Collins schwebte, schloß die Augen und schlug einfach zu.
Von einer Sekunde zur anderen riß der Bewußtseinsfaden, Ginny Gibson kippte zur Seite. Schwer fiel sie auf den Boden.
Ritchie aber stand da, ließ den Knüppel fallen, preßte beide Hände gegen den Mund und begann zu weinen.
Jane Collins erhob sich mit zitternden Knien. Das war höllisch knapp gewesen. Wäre der Junge nicht gewesen…
Die Detektivin dachte gar nicht weiter. Tröstend legte sie eine Hand auf Ritchies Schulter. Ron war inzwischen auch gekommen. Er stand neben den beiden wie ein begossener Pudel.
»Ist… ist sie…«, schluchzte Ritchie.
Jane wußte, was der Junge fragen wollte »Nein«, erwiderte sie. »Die Frau ist nicht tot.«
Dem Jungen fiel ein Stein vom Herzen. »Ich… ich wußte nicht, was ich machen sollte«, flüsterte er erstickt.
»Es ist schon gut«, sagte Jane. »Du hast mir das Leben gerettet. Ich danke dir.«
»Und was machen wir mit ihr?« fragte Ritchie.
Jane Collins fühlte, wie sehr der Junge zitterte. »Ich werde mich um die Frau kümmern«, antwortete die Detektivin. »Geh du mit deinem Bruder so lange auf die Lichtung. Ich komme gleich nach.«
»Was haben Sie vor?«
»Geh schon, bitte.«
Ron faßte Ritchie unter. Sie verschwanden, drehten sich jedoch vorher noch zweimal um.
Jane Collins wartete, bis die Zwillinge die Lichtung erreicht hatten, dann ging sie in die Knie und beugte sich über die Bewußtlose.
Die Grünhaarige atmete nur schwach. An ihrem Hals zuckte eine Ader. Die Augen hielt die Frau geschlossen.
Jane betrachtete die Hände. Mit der Bewußtlosigkeit der Frau waren auch die kleinen Schlangen an ihren Händen abgestorben. Sie hingen wie übergroße leblose Würmer an den Handstümpfen.
Jane Collins entschloß sich zu einem Experiment. Sie wollte versuchen, das Böse aus dieser Frau zu vertreiben. Und das sollte ihr mit der gnostischen Gemme gelingen.
Sie nahm den weißmagischen Stein in die Hand und legte ihn auf die leblosen Schlangen der linken Hand.

Die Reaktion war verblüffend.
Eine Rauchwolke puffte auf. Winzige Funken sprühten wie Wassertröpfchen nach allen Seiten weg. Der Qualm brannte in Janes Augen, so daß sie den Kopf zur Seite drehte.
Dann jedoch fiel der Rauch zusammen und wurde vom Wind zerfächert. Jane Collins starrte auf die Hand.
Die Finger waren verschwunden!
Statt dessen lag eine normale schmale Frauenhand auf dem moosbewachsenen Boden.
Die blondhaarige Detektivin atmete auf. Der magische Vorgang war abgelaufen, ohne daß die Bewußtlose erwacht wäre oder Schmerzen gespürt hätte. Darüber war Jane froh.
Sie nahm sich gleich die zweite Hand vor.
Auch hier wiederholte sich die Verwandlung zu einer völlig normalen Frauenhand. Hatte Jane den magischen Bann, der Ginny Gibson gepackt hatte, endgültig gelöst? Die blondhaarige Detektivin hoffte es. Wenn ja, dann hatte sie unter Umständen eine Verbündete gefunden. Denn oft war es so, daß die Menschen – einmal vom Bösen befreit – sich auf die Seite des Lichts stellten.
Jane Collins tätschelte die Wangen der Frau. Sie schlug leicht mit dem Handrücken dagegen, und schon nach kurzer Zeit zeigten ihre Bemühungen den erhofften Erfolg. Ginny Gibson erwachte.
Sie schlug die Augen auf und schaute sich verstört um. Jane bewegte sich etwas zur Seite hin, um nicht allzu sehr von einem plötzlichen Angriff der Frau überrascht zu werden.
»Wie fühlen Sie sich, Miß Gibson?« fragte sie.
Ginny setzte sich auf. »Sie… Sie… kennen mich?«
»Ja.«
»Aber ich Sie nicht. Wer sind Sie, Miß…«
»Mein Name ist Jane Collins.«
»Habe ich noch nie gehört.« Ginny Gibson schüttelte den Kopf, verzog jedoch sofort das Gesicht, da sie die Nachwirkungen des Schlages noch nicht verdaut hatte.
»Dafür kennen Sie sicherlich John Sinclair«, forschte Jane.
Ginny überlegte. »Ja, irgendwie kommt mir der Name bekannt vor. Ich weiß aber nicht, wo ich ihn hinstecken soll. Alles ist so komisch. Als würde mein Denken durch einen Vorhang gefiltert. Ja, so ist mir. Seltsam. Was ist überhaupt geschehen? Ich sitze hier auf dem Boden. Mein Kopf schmerzt.« Sie tastete mit der Hand zur Schläfe hoch. Als sie die Finger zurückzog, waren die Kuppen rot. »Blut, lieber Himmel, was war los?«
»Sie sind bewußtlos geworden«, erklärte Jane Collins.
»Aber wieso denn?«
»Das erzähle ich Ihnen später.«

»Wie kommen Sie denn dazu? Ich will jetzt eine Erklärung. Moment mal, oder haben Sie mich niedergeschlagen?«

»Ja.«

Tief atmete die Frau ein. Dann stemmte sie sich hoch. Ihr wurde schwindlig, und Jane mußte sie stützen, sonst wäre sie gestolpert. Ginny Gibson bedankte sich nicht. Im Gegenteil, sie fuhr Jane hart an: »Ich will eine Erklärung. Und zwar auf der Stelle.«

»Es ist besser, wenn ich später mit Ihnen rede«, erwiderte die Detektivin.

»Mit welchem Recht nehmen Sie sich das heraus?« rief Ginny Gibson.

»Ich bin Privatdetektivin!«

Die Augen der ehemaligen Hexe wurden groß. »Jetzt verstehe ich gar nichts mehr.«

»Ist auch nicht schlimm«, schwächte Jane ab. »Aber Ihren Namen wissen Sie – oder?«

»Ja, ich heiße Ginny Gibson.« Sie räusperte sich. »Wenn Sie noch mehr solcher Fragen stellen, dann möchte ich wissen, ob ich oder Sie verrückt sind.«

»Sie wohnen auf dem Campingplatz?«

»Natürlich.«

»Warum?«

»Dumme Frage. Um Ur…« Sie stockte. Ginnys Blick verschleierte sich. »Moment mal… Urlaub, nein, ich wollte doch keinen Urlaub machen. Wir haben uns hier getroffen.«

»Wer ist wir?« setzte Jane nach.

»Na alle. Wir wollten aber nicht… Komisch, ich habe es vergessen. Was wollten wir denn? Ja, jetzt weiß ich es wieder. In den Turm wollten wir gehen. Heute Nacht noch findet die Beschwörung statt. Die Widertaufe. Die endgültige Abkehr vom Licht. Die neuen Namen. Wir bekommen unsere Namen. Der Saturn steht gut. Es ist alles vorbereitet. Auch das Mädchen ist bereit. Maxine kommt wieder. Ihr Geist wird beschworen…«

»Von welchem Mädchen haben Sie gesprochen?« fragte Jane. »Wie heißt es? Überlegen Sie.«

Die beiden Frauen hatten sich dem Waldrand genähert. Sie betraten jetzt die Lichtung. Die Zwillinge warteten auf der anderen Seite. Sie hatten sich an den Händen gefaßt.

Vielleicht machte Jane einen Fehler, über die Lichtung zu gehen. Sie hatte zwar bereits einige Abenteuer erlebt, aber sie kannte sich in der Schwarzen Magie doch nicht so aus.

Der Geist der Hexe oder die Aura des Bösen schwebte noch über diesem Flecken Erde. Die Frauen hatten die Hälfte des Weges schon zurückgelegt, als es geschah. Urplötzlich verdunkelte sich über ihnen der Himmel. Eine riesige weißgraue Gestalt mit großen, glühenden

Augen schwebte über ihnen, wogte als feinstoffliches Gebilde hin und her.

Ginny Gibson schrie.

Jane wollte die Frau mitreißen, sie schaffte es nicht mehr. Sie sah noch die schreckliche Pranke herniedersausen, fühlte, wie sie hochgehoben wurde, spürte den harten Schlag am Kopf, hörte aus unendlich weiter Ferne den Schrei der Zwillinge, und dann ging die Welt für sie in einem blutroten Strudel unter…

***

Hinter dem Leuchtturm liefen die Wellen tatsächlich flacher auf den Strand zu. Das Land war dort auch ebener und nicht so sehr mit kleinen, scharfkantigen Steinen übersät. Es gelang mir, ohne viel Schwierigkeiten, das Boot mit dem Kiel auf Land zu setzen. Die Schraube konnte hochgeklappt werden. Die Wellen liefen etwa in der Mitte des Kiels aus.

Wir sprangen von Bord, landeten im weichen Sand und waren gegen den Campingplatz hin gedeckt.

Waffen hatten wir schon vorher eingesteckt. Mit Silberkugeln geladene Pistolen, ich trug mein geweihtes Kreuz um den Hals, in das Zeichen eingraviert waren, über deren Ursprung ich noch immer keine Klarheit besaß. Suko trug noch einen geweihten Dolch bei sich, und jeder von uns hatte magische Kreide in den Taschen, um im Notfall einen Schutzraum zu zeichnen.

Um Jane Collins machte ich mir Sorgen. Kurz vor der Landung hatte ich versucht, per Funk Kontakt mit ihr aufzunehmen, doch Jane hatte sich nicht gemeldet.

Sicher, der Grund konnte harmlos sein, aber in meinem Job glaubt man nicht so recht daran.

Suko wies zum Himmel. »Es wird langsam dunkel«, sagte er. »Wir sollten uns beeilen.«

Ich nickte. Von Westen her schob sich die graue Wand der Dämmerung heran und war durch nichts aufzuhalten. Selbst Dämonen konnten in dieser Welt nicht in den ewigen Kreislauf von Tag und Nacht eingreifen.

Von der Nähe aus betrachtet, sah der Turm alles andere als schmal aus. Sein Durchmesser betrug unten mehrere Yards. Wenn ich den Kopf in den Nacken legte und hinaufschaute, wurde mir fast schwindlig. Einige Seevögel zogen ihre lautlosen Kreise um die Spitzen des Turms. Ihr Krächzen erreichte unsere Ohren kaum noch. Wir stapften durch den Sand auf die Tür zu. Es war kein Superstrand. Überall wuchs hartes Seegras, dessen Randflächen oft scharf wie Messer waren. Das Gras trotzte Wind und Wetter. Es war überhaupt ein Wunder, daß es auf diesem kargen Boden gedieh.

Suko ging voraus, und er erreichte auch als erster die schwere Tür, die den Zugang zum Turm verschloß.

Der Chinese grinste mir entgegen. »Da kann man nichts machen, John. Ohne Werkzeug können wir die Tür nicht einschlagen. Die überlebt uns noch.«

»Abwarten.« Ich schaute mir das Tor an. Es war aus massivem Holz gebaut, besaß Eisenbeschläge, die allerdings schon Rost angesetzt hatten, und ein Schloß, das meiner Meinung nach aus dem vorigen Jahrhundert stammte.

Die schwere Klinke mußte ich in beide Hände nehmen, so groß war sie. Ich drückte sie nach unten. Rost rieselte dem Boden entgegen. Es knirschte und ächzte. Trotzdem blieb die Tür zu.

Das Schloß herauszuschießen hatte keinen Sinn. Viel zu dick war das Holz.

Aber es gab eine andere Möglichkeit. Wir konnten die alten Schrauben lösen, die rings um das Schloß verteilt waren. Ich bückte mich, sah mir die Sache genauer an und erkannte, daß die Öffnung des Schlosses gut geölt war.

Demnach ging jemand in diesem Turm ein und aus.

Suko ahnte, was ich vorhatte und hielt sein Taschenmesser schon in der Hand.

Mit viel Mühe und Geduld schaffte ich es nach mehreren Minuten, die Schrauben zu lösen. Das Schloß hing uns entgegen.

Gemeinsam stemmten wir die Tür auf.

Sie schwang nach innen, und die Dunkelheit erwartete uns. Spinnweben bewegten sich im Wind. In einem entfernten Winkel des Turms rauschte es.

Inzwischen war die Dämmerung hereingebrochen. Meer und Strand verschwammen zu einer grauen Masse.

Irgendwo auf der See glühten die Positionsleuchten eines vorbeifahrenden Schiffes. Es kam mir vor wie ein Gruß aus einer fernen fremden Welt. Für Sentimentalitäten hatte ich jedoch keine Zeit. Falls es eine Gelegenheit dazu gab, wollte ich mit Suko bis zu der Plattform des Leuchtturms emporsteigen, um von dort den Campingplatz zu beobachten. Durch das Nachtglas würde mir dies keine Schwierigkeiten bereiten. Suko hielt seine Lampe bereits in der Hand. Ich holte die meine auch hervor, schaltete sie ein und schloß die Tür hinter uns zu.

Unser Eintreten hatte den Staub aufgewirbelt. Millionen Partikel tanzten im Lampenstrahl. Suko zeigte nach unten, und ich sah die zahlreichen Fußspuren ebenfalls, die sich auf dem Boden abzeichneten.

»Ist wohl doch nicht so leer, der Turm«, meinte Suko.

»Sieht so aus.«

Ich ging an Suko vorbei, und wir leuchteten gemeinsam unsere neue, fremde Umgebung aus.

Die großen Steinquader waren kurzerhand aufeinander gesetzt worden. Kein Mörtel verschloß die einzelnen Fugen und doch saßen die Steine so dicht, daß nicht ein Streifen Helligkeit in den Turm fiel.

Wir fanden hier unten nichts, was nur im Entferntesten auf den Hexenzirkel hingedeutet hätte.

Aber die Fußspuren führten zu der Wendeltreppe. Sie bestand ebenfalls aus Stein und besaß an der rechten Seite einen rostigen Handlauf.

»Dann wollen wir mal«, sagte Suko. »Soll ich vorgehen?«

»Ich bitte darum.«

»Danke, Sir.« Suko nahm die Lampe in die linke Hand und führte die rechte über das Geländer. Wir konnten es uns ruhig erlauben, die Taschenlampen jetzt schon brennen zu lassen, denn wir hatten Ersatzbatterien mitgenommen.

Der Schein tanzte über das rissige Mauerwerk. Ich sah allerlei Getier vor der Helligkeit flüchten. Käfer – fast so groß wie mein kleiner Finger – huschten in Spalten und Ritzen.

Spinnweben hingen von der Decke und berührten unsere Köpfe. Es war wie die Berührung von kalten Totenfingern.

Aber ich war Schlimmeres gewohnt und kümmerte mich nicht darum. Mehr Angst hatte ich vor dem Drehwurm. Linkslastig schraubte sich die Treppe weiter in die Höhe. Stufe für Stufe stiegen wir unserem Ziel – der Plattform – entgegen. Wendeltreppen sind mir ein Greuel.

Die Luft war zwar mies, manchmal schmeckte ich den von uns aufgewirbelten Staub auf meiner Zunge. Er knirschte auch zwischen den Zähnen.

Mit einer Gefahr hatten wir beide nicht gerechnet. Um so überraschter waren wir, als sie urplötzlich und praktisch aus dem Nichts auf uns zukam.

Das Rauschen, das wir vorhin nur schwach vernommen hatten und das für uns zu einer Art Begleitmusik geworden war, verstärkte sich innerhalb von Sekunden.

Und dann waren sie da.

Fledermäuse!

Zu Hundertern zu Tausenden jagten sie uns entgegen. Sie mußten an den Wanden oder hoch oben im Turm an der Decke geklebt haben, waren aufmerksam geworden und stürzten sich nun auf uns.

Zehn oder zwanzig Fledermäuse, waren zwar unangenehm, doch sie konnten einem Menschen nicht direkt gefährlich werden.

Bei der Masse sah es anders aus. Wenn sie sich auf uns stürzten und unser Blut wollten, mußten wir um das nackte Leben kämpfen.

Suko warnte mich durch sein Zurufen. »John, wirf dich hin! Die verdammten Fleder…«

Die anderen Buchstaben sparte er sich. Ich wußte auch so, was gemeint war. Den linken Arm mit der Lampe hob ich an. Der Strahl traf auf eine flatternde, wirbelnde, dunkle Masse, die irgend etwas aufgescheucht hatte und wahrscheinlich selbst nicht wußte wohin.

Wir blieben nicht einmal Sekunden. Im nächsten Atemzug schon lag ich flach.

Ich preßte mich eng gegen die harten rissigen Stufen, während über mir der Schwarm tobte und flatterte.

Es war die Hölle.

Die Fledermäuse schienen das gesamte Innere des Turms einzunehmen. Sie waren plötzlich überall. Ich spürte sie in meinen Haaren, an meiner Kleidung zerren, die kleinen, spitzen Krallen stachen in freie Hautstreifen. Das Flattern und Rauschen steigerte sich zu einem Sturm. Auch diese kleinen Blutsauger konnten einem erwachsenen Mann das Lebenslicht auslöschen.

Sie hatten mir schon zahlreiche winzige Wunden beigebracht mit ihren spitzen Zähnen.

Blutsauger! Vorläufer der Vampire.

Ich mußte etwas tun. Die Stufenkante preßte sich dicht über der Gürtelschnalle in meinen Leib. Noch konnte ich mein Gesicht vor den kleinen Blutsaugern schützen. Sie hockten zu Hunderten auf meinem Rücken und zerrten an meiner Kleidung. Normalerweise hingen die Fledermäuse friedlich unter Decken, in Höhlen und Gewölben. Hier war es sicherlich nicht anders gewesen, doch irgendein Ereignis mußte die Tiere aufgeschreckt haben. In diesem Fall war es wahrscheinlich unser Eindringen.

Von Suko sah und hörte ich nichts. Nach wie vor hielt ich meine Taschenlampe umklammert, zog die Beine an und machte mich so klein wie möglich. Ich wollte den verdammten Biestern nicht noch mehr Angriffsfläche bieten.

Ich hatte schon mit Riesenfledermäusen gekämpft. Zuletzt in einem kleinen Dorf in Schottland.

Den Kampf hatte ich gewonnen. Ich schlug mich lieber mit diesen großen Bestien herum als mit den kleinen Blutsaugern.

Sie setzten sich auch in meinen Nacken.

Mit der linken Hand faßte ich dorthin, bekam ein Tier zu fassen und schleuderte es von mir.

Andere folgten. Ich spürte die Bisse. Tötete einige Biester und kämpfte weiter.

Wenn wir Feuer gehabt hätten, wäre der Kampf sicherlich schon vorbei gewesen, so aber konnten wir nur mit den nackten Fäusten um uns schlagen.

Suko rief mich.
Ich hob den Kopf und sah im schwachen Lichtschein der Lampe, daß mein Freund weiter die Wendeltreppe hochstieg. Er ging geduckt, hatte den Kopf zwischen die Schultern gezogen.
Suko wollte flüchten. Es war wahrscheinlich die einzige Möglichkeit, dem Sturm der Fledermäuse zu entgehen.
Ich kämpfte mich mit wirbelnden Armen hoch, klatschte einige Tiere gegen den rauhen Fels, stolperte die Stufen hinauf, fiel hin, raffte mich auf und lief weiter.
Wir trugen noch unsere Südwester. Ich machte es Suko nach und zog die Kapuze über den Kopf.
Wie bei einem Sturm kämpfte ich mich voran durch den flatternden Schwarm.
Und dann hatten wir es geschafft. Von einem Augenblick zum anderen konnten wir wieder frei atmen. Der Schwarm hatte uns passiert. Aufatmend lehnten wir uns gegen die Wand.
»Teufel auch«, stöhnte Suko. »Noch einmal möchte ich das nicht erleben.« Ich gab ihm recht.
Wir leuchteten uns gegenseitig an. Die Attacke der Fledermäuse hatte ihre Spuren hinterlassen. Unsere Hände bluteten, auch an Sukos rechter Wange lief Blut aus einer Wunde. Ich hatte ebenfalls einige Verletzungen davongetragen, doch unsere wetterfeste Kleidung hatte uns vor dem Schlimmsten bewahrt.
Mit dem Taschentuch tupfte ich mir das Blut vom Handrücken und auch aus dem Gesicht.
»Möchte nur wissen, ob die anderen Typen, die diesem Turm einen Besuch abstatten, auch immer von den Biestern angegriffen werden«, sagte ich.
Suko antwortete mit einem Scherz. »Vielleicht sind die Besucher blutleer.«
»Witzbold.«
Mein Partner stieß mich an. »Komm, du Geisterjäger, weiter gehts.«
Glücklicherweise hatten unsere Lampen den Angriff ohne Schaden zu nehmen überstanden. Sie zeichneten uns weiterhin den Weg vor. Hin und wieder warf ich einen Blick über die Schulter zurück. So ganz traute ich dem Frieden noch nicht. Aber die Fledermäuse ließen uns in Ruhe. Wahrscheinlich hingen sie wieder an der Decke.
Mit Schaudern dachte ich an den Rückweg.
Meine Kondition und auch die von Suko war zwar nicht die schlechteste, doch mittlerweile spürte ich die Anstrengung in meinen Knochen. Meine Beine wurden immer schwerer, auch ging unser Atem nicht mehr so gleichmäßig.
An der Wand entdeckte ich eine schmale Luke. Ich blieb stehen und schaute durch den Spalt nach draußen.

Etwas mehr als die Hälfte der Strecke, so schätzte ich, hatten wir erst geschafft. »Nur nicht nachlassen«, sagte Suko. »Du weißt doch, Indianer kennen keinen Schmerz.«

»Ha, ha.«

Wir stiegen weiter und hörten auf zu reden, um Energie zu sparen.

Ich leuchtete immer wieder in die Höhe, und endlich sah ich unser Ziel im Licht der Lampe auftauchen.

Der Stahl eines breiten von links nach rechts laufenden Geländers reflektierte das Licht.

»Geschafft«, kommentierte Suko.

Wir überwanden auch die letzten Stufen, standen dann im Innern des Turms auf einer Eisenplattform und sahen die beiden Türen, die links und rechts nach draußen führten.

Ein mit Holz verkleideter Verschlag erweckte meine Aufmerksamkeil. Ich entdeckte auch eine schmale Klappe, die ich hochheben konnte.

Dahinter stand ein uralter und verstaubter Generator, wie er in früheren Jahren zur Stromerzeugung benutzt wurde. Die Spulen waren verdreckt, die Isolierung zum Teil abgerissen. Alles war längst außer Betrieb. Ich ließ die Klappe zurückfallen. Suko erkundigte sich, was ich gefunden hatte.

»Einen Generator. Damit haben sie früher den Strom für die Warnanlage erzeugt.«

Mein chinesischer Partner nickte nur.

»Sehen wir uns mal draußen um?« fragte er.

»Sicher.«

Wir nahmen die von uns aus gesehen linke Tür. Verschlossen war sie nicht. Kaum hatten wir sie spaltbreit geöffnet, fegte schon der Wind in den Turm und riß uns die Tür fast aus der Hand.

Suko schimpfte, stemmte die Tür auf und betrat als erster die Plattform. Ich folgte ihm und stemmte mich ebenfalls gegen den Wind, der unsere Kleidung knattern ließ und mir sofort die Kapuze in den Nacken fegte.

Die Plattform ächzte unter unseren Schritten. Ebenso das Geländer, das sich rings um die Plattform zog.

Über uns befanden sich die großen Warnlampen, deren Schein in früheren Zeiten weit über das Meer leuchtete und den Schiffen den Weg wies.

Jetzt waren die Lampen verdreckt.

Das Nachtglas befand sich in meiner rechten Tasche. Ich wollte es gerade hervorholen, als Suko einen überraschten Ruf ausstieß.

Ich blieb stehen. Suko leuchtete mit der Lampe, und ich verfolgte mit meinen Blicken den Schein.

Der Lichtstrahl traf auf eine Gestalt, die eng an die rissige Mauer gepreßt auf der Plattform saß.

Es war ein Mädchen.
Diane Keaton!

***

Die Überraschung war wohl auf beiden Seiten groß. Ich sprach jedoch als erster. »Was machen Sie denn hier?«
Sie gab keine Antwort.
»Du kennst sie?« wollte Suko wissen.
»Ja, es ist Diane Keaton.« Ich ging näher.
Das Mädchen schaute mich aus seinen dunklen Augen an. Im Schneidersitz hockte sie auf dem Boden, das lange Haar lag auf ihren schmalen Schultern und umrahmte das blasse Gesicht.
Der Himmel war dunkel geworden. Dicke Wolken trieben auf die See zu. Weiß gischte die Brandung in der Ferne an die Felsen. Der Wind heulte um den Turm. Es war ein wild romantisches Bild. Ich riß mich von dem Schauspiel los und wandte mich wieder dem Mädchen zu.
»Warten Sie auf jemand?«
»Vielleicht.« Die Antwort war kaum zu verstehen.
»Wollen wir hineingehen?« Ich deutete auf die Tür.
Sie hob die schmalen Schultern. Ich hielt ihr die Hand hin. Diane Keaton machte auf mich einen verlorenen Eindruck. Ich hatte Süchtige erlebt, die ähnlich apathisch reagierten.
Stand sie vielleicht unter Drogen? Oder war es ein anderer Einfluß der sie umklammert hielt. Ich dachte wieder an die Szene in meinem Büro. Ich hatte gehofft, Diane Keaton zu retten. Doch diese Hoffnung erwies sich als trügerisch.
Diane faßte nach meiner Hand. Ihre Finger fühlten sich kalt und leblos an. Obwohl sie nur ein dünnes schwarzes Kleid trug, durch das der Wind pfiff, schien sie nicht zu frieren. Nicht einmal eine Gänsehaut rieselte über ihren Körper.
Suko öffnete die Tür.
Ich legte Diane eine Hand um die Schulter und betrat mit ihr das Innere des Turms. Der Chinese schloß die Tür, und das Heulen des Windes wurde zu einem monotonen Säuseln.
Diane Keaton löste sich von mir und verschränkte die Arme vor der Brust. Ihr Blick war ins Leere gerichtet.
Noch einmal sprach ich sie an. »Können Sie mich verstehen, Diane?«
»Ja.«
Dann wiederhole ich meine Frage. »Auf wen oder was warten Sie hier?«
Sie zögerte mit der Antwort, lächelte aber dann und erwiderte: »Ich warte auf die Taufe.«
»Auf was?«
»Die Widertaufe. Maxine wird zurückkehren. Noch in dieser Nacht ist

es soweit. Wenn die Tageswende eintritt und die dunkle Phase beginnt, dann werden wir zu Dienern der Finsternis. Maxine wird in Asmodis' Namen zu uns sprechen und uns in ihren Kreis aufnehmen. Danach erst wird es uns gelingen, die Geister der Erde und des Meeres zu beschwören und für uns dienstbar zu machen. Nur noch wenige Stunden müssen wir warten.«

Nach diesen Worten schwieg sie.

Suko flüsterte mir zu: »Was meint sie mit der dunklen Phase?«

»Wenn kein Mond am Himmel zu sehen ist, tritt die dunkle Phase ein«, erklärte ich. »Und das ist heute der Fall?«

»Ja.«

Ich wollte noch mehr aus Diane Keaton herausbekommen, doch sie schwieg verstockt.

Mein Partner untersuchte inzwischen den Raum. Er nahm sich auch die Luken vor und pfiff plötzlich durch die Zähne. »Sieh dir das an, John«, sagte er.

Ich wandte den Kopf. Suko hielt zwei dicke Kerzen in der Hand. Sie waren schwarz und standen in eisernen Schalen.

»Da liegt noch mehr Zeug herum«, berichtete er. »Allerlei Tiegel und Gefäße.« Er ging zur nächsten Luke und zur übernächsten. »Sogar ein Buch über Schwarze Messen und finstere Rituale. Das ist ja eine wahre Fundgrube.«

Wir konnten von Glück sagen, daß wir noch rechtzeitig gekommen waren und Diane Keaton gerettet hatten.

Urplötzlich fing sie wieder an zu sprechen. »Ich werde das Opfer sein«, erklärte sie »Maxine hat mich aufgesucht, damit die Widertaufe ihren würdigen Höhepunkt bekommt. Niemand kann uns noch aufhalten.«

Ich lächelte. »Das war einmal, Diane. Jetzt sind wir da. Sie werden mit uns hinuntergehen und den Turm verlassen. Es wird keine Schwarze Messe geben und damit auch keine Widertaufe Asmodis hat verloren.«

Jetzt schüttelte sie den Kopf. »Es ist ein Irrtum, Mr. Sinclair. Dieser Turm ist Maxines Reich. Wir alle sind ihre Gefangenen.«

»Daran zweifle ich.«

Diane Keaton lächelte nur hintergründig.

Suko sprach mich an. »Was machen wir mit dem Zeug, das wir hier gefunden haben?«

»Liegenlassen.«

Der Chinese runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht so recht…«

Mein Plan stand längst fest. »Wir bringen zuerst das Mädchen nach unten in Sicherheit und erwarten dann die übrigen Hexenjünger. Bis Mitternacht ist ja noch genügend Zeit.«

»Oder gehen zum Campingplatz«, schlug Suko vor.

»Ist auch eine Möglichkeit. Wir können uns ja entscheiden, wenn wir unten sind. Jetzt aber nichts wie weg. Kommen Sie, Diane.«

Ich ging auf das Mädchen zu. Es zögerte und schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht…«

»Sie kommen mit. Es ist zu Ihrer eigenen Sicherheit.«

Suko nahm die Sache in die Hand. Er hob das Leichtgewicht Diane kurzerhand in die Luft.

Ich schritt schon auf den Rand der Plattform zu. Die Lampe hatte ich mir in den Gürtel gehängt, machte noch zwei Schritte, tastete nach der ersten Stufe – und fiel. Die Treppe war verschwunden!

***

Jane Collins hatte das Gefühl, auf einem hin- und herschwankenden Boot zu liegen. Immer heftiger wurden die Wellenbewegungen. Mal war Jane oben, dann wieder unten.

Genau wie ihr Magen.

Jane wurde es übel. Und diese Übelkeit riß sie aus dem Schacht der Bewußtlosigkeit.

Sie öffnete die Augen und stöhnte. Verschwommen sah sie etwas Helles über sich. Ein Gesicht. Das Gesicht eines Jungen.

Ritchie Ritter kniete neben der Detektivin und streichelte deren Wangen. »Wachen Sie auf. Miß«, rief er unter Tränen. »Bitte, aufwachen. So hören Sie doch…«

»Ja, ja…« Janes Antwort klang schwach. Wie gerädert fühlte sie sich, der totalen Erschöpfung nahe. Noch immer bewegte sich die Erde. Jane zwang sich dazu, tief durchzuatmen. Langsam ging es ihr besser.

Das Schwindelgefühl schwand ein wenig, und auch der Brechreiz trat zurück.

Jetzt erkannte sie auch Ronny Ritter.

Wie sein Bruder kniete er neben ihr und schaute sie besorgt an.

»Alles okay«, flüsterte Jane. Sie drehte sich zur Seite und versuchte auf die Beine zu kommen. »Gleich schaffe ich es«, sagte sie. Sie wollte sich vor den Zwillingen nicht zu schwach zeigen.

Längst schon hatte die Dämmerung eingesetzt. Die Schatten des Waldes zerflossen zu einem bleiernen Grau.

Da fiel Jane Collins Gibson ein.

Siedendheiß zuckte der Gedanke durch ihr Gehirn, und sie dachte auch wieder an die letzten Ereignisse kurz vor ihrer Bewußtlosigkeit.

Vorsichtig drehte Jane den Kopf und sah Ginny Gibson im Gras liegen. Tot!

Jane Collins erkannte dies auf einen Blick. Oft genug hatte sie Leichen gesehen. Maxine oder deren Geist hatte sich grausam gerächt. Die Hexe hatte ihre Dienerin nicht geschont. In keiner Weise…

Der Detektivin war klar, daß dieser Anblick einen Schock bei den

Zwillingen ausgelöst haben mußte. Deshalb wollte sie so rasch wie möglich weg von dieser Lichtung.

Sie kämpfte sich im wahrsten Sinne auf die Beine, faßte die Jungen an den Händen und lief mit ihnen auf den Waldrand zu.

Ron Ritter weinte. Er hatte Angst.

»Keine Sorge«, beruhigte ihn Jane. »Gleich sind wir bei deinen Eltern.« Ron nickte nur.

Ritchie sagte nichts. Aber auch in seinen Augen schimmerte es feucht. Jane machte sich die schwersten Vorwürfe, daß sie die Kinder mit in den Fall hineingezogen hatte. Aber sie hatte einfach keine andere Möglichkeit gesehen.

Sicherlich würden die Ritters schon voller Sorge warten. Doch Jane Collins ahnte nicht, was tatsächlich auf dem Campingplatz geschehen war und noch geschehen sollte.

Sie tauchte mit den Zwillingen in den schon nachtdunklen Wald ein und hoffte nur, daß sie den Weg zum Platz nicht verfehlten.

Dabei halfen ihr die Jungen. Sie besaßen einen hervorragenden Orientierungssinn, führten Jane in die exakte Richtung, und schon bald wurde der Wald etwas lichter, ein Zeichen, daß sie sich dem Platz näherten.

»Gleich haben wir es geschafft«, sagte die Detektivin zuversichtlich. Sie war frohen Mutes, dach dieses Gefühl wurde im nächsten Augenblick brutal und gnadenlos zerstört.

Das Schicksal schlug grausam zu und entriß dieser Welt zwei wertvolle Menschen. Urplötzlich loderte dort, wo sich der Campingplatz befand, eine Feuerlohe auf. Hellrot stieg sie gegen den Himmel. Dann donnerte die Explosion auf.

Es war ein mörderisches Krachen. Feuer und Rauch wurden nach allen Seiten weggeschleudert. Brennende Teile zischten raketenartig durch die Luft, fegten in den Wald, rasierten dort Zweige und Äste ab und rammten dann in den Boden. Dazwischen gellten Schreie auf. Sie zerrissen die Stille der Nacht.

Dann wurde es erneut totenstill.

Jane und die Zwillinge lagen am Boden. Beide Hände hatte Jane auf den Körper der Jungen gelegt. Sie fühlte das Zittern unter ihren Fingern und preßte den Kopf in das Moos.

Zu ihrem Glück waren sie noch zu weit vom Herd der Explosion entfernt, als daß die brennenden Teile sie getroffen hätten. Auch die Druckwelle hatte ihnen nicht geschadet Jane und die Jungen trugen keinen Kratzer davon.

»Was war das?« schrie Ritchie erstickt. »Mein Gott, unsere Eltern. Mum und Dad!« Er wollte aufspringen und in sinnloser Panik zum Platz rennen, doch Jane hielt ihn zurück.

»Bleib hier!«

»Nein, lassen Sie mich!« Ritchie schlug und trat nach ihr. Jane blieb nichts anderes übrig, als ihm eine Ohrfeige zu geben. Jetzt wurde der Junge ruhig.

Ron sagte nichts. Er schaute Jane nur aus seinen großen Augen an. Und dieser anklagende Blick war schlimmer als Ritchies Schreien. Er ging Jane durch und durch.

»Ich glaube, sie sind tot«, sagte Ronny leise.

»Wer?« fragte Jane und ging in die Knie.

»Mummy und Dad!«

Jane schluckte. Sie mußte sich die Kehle frei räuspern, um eine Antwort geben zu können. »Unsinn«, widersprach sie rauh. »Euren Eltern ist nichts passiert. Ihr bleibt jetzt hier sitzen, ich sehe mir die Sache an. Okay?«

Die Zwillinge nickten.

Jane Collins ging los. Ihre Knie schienen mit Schaumgummi gefüllt zu sein. Der Magen rebellierte. Ihr war schlecht. Wenn Ritchie und Ron nun doch recht hatten… Jane wagte nicht weiterzudenken.

Und sie sah Menschen. Aufgeregt huschten die Gestalten hin und her. Sie strömten vom Campingplatz in den Wald. Eine schrille Stimme übertönte alle. Es war ein schauriges Bild. Im Widerschein des Feuers sah Jane die Kuttenträger flüchten. Dann hatte auch sie das Areal erreicht. Hinter einem Stamm blieb sie stehen und schaute auf das Inferno.

Sekundenlang schloß Jane die Augen, als ihr die ganze Grausamkeit des Schicksals bewußt wurde.

Pete Ritters Wohnwagen war explodiert!

Von dem Ehepaar sah Jane nichts. Sie hatten sich wahrscheinlich im Wagen befunden…

Nun standen die Zwillinge allein.

Janes Blick wanderte weiter. Auch andere Wagen waren in Mitleidenschaft gezogen worden. Von ihrem sah sie nur noch einen verbeulten Trümmerhaufen, in dem einige brennende Teile lagen.

Es hatte noch mehr Tote gegeben. Jane zählte drei Kuttenträger. Sie lagen auf dem Boden. Ob jemand verletzt war, konnte sie nicht feststellen.

Jane Collins merkte nicht, wie sich ihre Fingernägel in die Handballen gruben. Sie fragte sich immer wieder, wie sie die Katastrophe den Zwillingen beibringen sollte…

***

Niemand konnte sagen, wer für die Explosion des Wagens verantwortlich war. Das Gas hatte sich durch einen Funken entzündet und so die Katastrophe herbeigeführt. Die Hexenjünger verwanden ihre erste Panik schnell. Sie versammelten sich im Wald.

Einige von ihnen waren verletzt. Drei fehlten. Sie würden nie mehr zu ihnen stoßen. Aber der Anführer lebte noch, und er wollte seine Aufgabe bis zum bitteren Ende durchführen.

Er hieß Jago, war klein und etwas gedrungen von der Statur her, kam aus Ipswich und führte dort einen Hexenzirkel. Jago war besessen von seinem Plan der Widertaufe. Er hatte auch darauf bestanden, die anderen Mitglieder um sich zu sammeln, um Maxine die große Ehre zu erweisen.

Die Kuttenträger hatten einen Kreis gebildet. Kein Wort des Vorwurfs fiel – nichts. Nur das eigentliche Ziel war jetzt wichtig.

»Wir werden heute um Mitternacht mit der Beschwörung beginnen«, sagte Jago, »und nichts kann uns davon abhalten. Es tut mir leid, daß einige von uns den Weg ins Jenseits angetreten haben. Wir, die wir übrig geblieben sind, müssen trotzdem stark genug sein, die Widertaufe zu erlangen.«

Die Hexenjünger nickten.

Jago riß sich seine Kapuze vom Kopf. Er hatte einen kahlen Schädel und ein rundes Gesicht, das an eine Kugel erinnerte. Hoch riß er beide Arme, streckte sie dem nachtdunklen Himmel entgegen und schrie: »Gib uns die Kraft der Hölle Maxine, damit wir endlich zu Dienern des Teufels werden!«

Die anderen stimmten in sein Schreien mit ein, und Maxine, die tote Hexe, erhörte sie.

Ihr Geist tauchte auf. Zwischen den Bäumen begann es zu flimmern. Ein Rauschen fuhr durch das Blattwerk, und dann stand Maxines Geist vor ihren Jüngern.

Nach dem Tod der Hexe war Maxines Geist lange in einem Zwischenreich herumgeirrt und hatte auf die große Beschwörung gewartet. Noch konnte die Hexe ihre Fähigkeiten nicht voll entfalten, noch war sie zu sehr behindert. Aber schon in wenigen Stunden war sie in der Lage, ihre Macht stärker als zuvor auszuspielen.

Die Hexenjünger warfen sich zu Boden und vergruben die Gesichter im feuchten Moos.

Nur Jago blieb aufrecht stehen. Zitternd schaute er der Gestalt entgegen. Von ihr, der Hexe, erwartete auch er Macht und Einfluß. Denn er wollte ihr Oberdiener sein. Die grauweiße Gestalt wogte hin und her. Bis zu den Kronen der Bäume hoch schraubte sie sich, umfing sie wie ein Gespinst, und in ihrem unförmigen Gesicht glühten violettrot zwei große Augen.

»Ihr armen Narren!« fuhr die Hexe den zitternden Jago an, der gar nicht wußte, wie ihm geschah. »Blind vor Wut tappt ihr herum und ahnt nichts von den Gefahren, die euch bereits umgeben.«

Jago war verblüfft. »Von welch einer Gefahr sprichst du?« hauchte er.

»Eine blondhaarige Frau namens Jane Collins ist euch auf der Spur. Aber nicht nur sie. Diese Collins ist mit meinem ärgsten Feind, dem Geisterjäger John Sinclair, befreundet, und er befindet sich ebenfalls in der Nähe. Er steckt bereits im Turm und wird sich einiges zusammenreimen.«

»Aber was sollen wir tun?« klagte Jago.

»Erst einmal zuhören. So etwas wie die Panne auf dem Campingplatz darf nicht noch einmal passieren!« drohte die Hexe. »Ihr hättet die beiden Zeugen auch auf eine andere Art und Weise erledigen können.«

»Wir wollten sie ja vergiften«, verteidigte sich Jago. »Aber irgend jemand muß mit dem Feuer gespielt haben…«

»Rede nicht, sondern hör zu!«

Jago senkte seinen kahlen Schädel. Er nahm wieder eine demutsvolle Haltung an. Die Hexe fuhr fort: »Trotz aller Schwierigkeiten werdet ihr den Plan nicht aufgeben. Hast du mich verstanden?«

»Ja.«

»Ihr geht jetzt in den Turm und fangt mit der Beschwörung an.«

»Und dieser Sinclair?«

»Um diesen kümmere ich mich.« Der Hexengeist kicherte. »Der Geisterjäger wird sein blaues Wunder erleben.«

»Was ist mit der blondhaarigen Frau?«

»Sie ist nach Sinclair an der Reihe. Ich überlasse sie dir. Und noch etwas. Falls du Ginny Gibson suchst, es gibt sie nicht mehr. Ich habe sie mit dem Tode bestraft. Sie hat uns an die Blondhaarige verraten. Ich hätte sie auch noch getötet, aber meine Kraft reichte nicht mehr. Der Angriff auf Ginny hatte mich zu sehr geschwächt. So, nun weißt du alles und tu deine Pflicht. Und denke immer daran, ich bin stets in eurer Nähe.«

Die Hexe hatte die letzten Worte kaum gesprochen, da war sie schon verschwunden. Sie löste sich auf wie ein Nebelstreif in der Morgensonne. Jago atmete tief ein. Jetzt fühlte er sich wieder als Anführer dieses Clans. Die Worte der Hexe hatten ihm die innere Kraft gegeben, die nötig war, um die großen, vorliegenden Aufgaben zu erfüllen.

Nach und nach erhoben sich seine Anhänger.

»Hoch mit euch!« schrie er. »Maxine wartet auf eure Beschwörung. Die Hölle verlangt ihren Tribut.«

Sie standen alle auf. Es waren fünfzehn Männer und achtzehn Frauen. Alle in Kutten gehüllt, nur Jago trug einen dunkelgrünen Domino, der unterhalb der Knie glockenförmig auseinander schwang.

Die Hexenjünger stellten sich in Zweierreihen auf. So rasch es der Wald erlaubte, schritten sie unter den tiefhängenden Zweigen der Bäume ihrem Ziel entgegen.

Sie hatten ihre Blicke überall. Nichts entging ihnen. Trotz der

Dunkelheit nahmen mehrere Personen zugleich die Bewegungen hinter zwei dicken Buchen wahr. Blitzschnell lösten sich vier Gestalten aus der Zweierreihe, stürmten auf die Stelle zu, an der sie die Bewegung entdeckt hatten.

Zwei schreckensstarre Jungen starrten die Kuttenträger an.

Ritchie und Ron Ritter!

Ehe sich die Zwillinge versahen, wurden sie gepackt und mitgeschleift. Ritchie stieß noch einen verzweifelten Hilferuf aus, doch eine schwielige Pranke erstickte den Schrei.

Die Chancen der Jungen waren auf den Nullpunkt gesunken…

***

Ich schrie auf und packte noch in der gleichen Sekunde zu. Es war eine instinktive Reaktion, geboren aus einem Reflex heraus. Die Finger meiner linken Hand umschlossen den Hundlauf und hielten eisern fest.

Der Handlauf führte, wie auch die Wendeltreppe, in die Tiefe. Durch mein Gewicht rutschte ich noch am Geländer geklammert ein Stück nach unten, konnte mich dann jedoch fangen.

Meine Füße baumelten über dem Abgrund. Wie ein Pendel schwang ich hin und her. Der weißgelbe Lampenstrahl schnitt in die Dunkelheit und verlor sich in der Tiefe. Im ersten Augenblick des Schocks hatte mein Herz rasend zu Hämmern begonnen. Langsam wurde der Schlag wieder normal. Auf meiner Stirn klebte der kalte Schweiß. Diesmal hatte ich tatsächlich einen Schutzengel gehabt.

Ich vernahm Sukos Stimme. »Bist du okay, John?«

»So leidlich«, quetschte ich hervor. Mein Atem wollte sich noch immer nicht beruhigen. Ich zitterte wie Espenlaub. Unter mir die höllische Tiefe und dazu die Gewißheit, daß unser Gegner nicht vorhatte, uns entkommen zu lassen.

Ich dachte an den Fluch.

Maxine hatte ihn ausgesprochen, und ich hatte ihn im Laufe der letzten Tage verdrängt.

Nun aber kam die Erinnerung zurück.

»Wie ist es?« rief Suko. »Schaffst du es allein?«

Ich drehte ein wenig den Kopf. »Wenn ich beide Hände zu Hilfe nehme, bestimmt.«

»Okay.«

Ich hob auch den anderen Arm und umklammerte mit der rechten Hand das Geländer. Jetzt besaß ich einen besseren Halt. Dann begann ich damit, mich hochzuhangeln.

Es war gar nicht so einfach, wie es aussah. Weil das Geländer Rost angesetzt hatte, geriet ich immer wieder in Gefahr abzurutschen. Der Geist dieser Maxine war doch stärker, als ich angenommen hatte. Um eine Treppe kurzerhand verschwinden zu lassen, dazu gehörte schon

etwas. Aber wahrscheinlich stand dieser gesamte Turm unter dem Einfluß der Schwarzen Magie.

Ebenso Diane Keaton.

Um sie hatten wir uns in den letzten Minuten nicht gekümmert. Suko hatte sie abgesetzt und kniete jetzt mit ausgestreckter rechter Hand am Rand der Plattform, um mir Hilfestellung zu geben.

Und das Girl war noch immer vom Geist der Hexe beseelt.

Diane erhob sich lautlos. Sie sah Sukos breiten Rücken vor sich, atmete tief ein, ihr Gesicht verzerrte sich, und dann stürmte sie los.

Ich konnte einen Blick über Sukos Schulter hinweghaschen, sah das Mädchen und stieß einen Warnschrei aus.

Suko warf sich zur Seite.

Da war Diane heran. Sie hatte sich schon vorgeworfen, um Suko von der Plattform zu stoßen, verfehlte ihn aber und bekam das Übergewicht. Einen Atemzug lang stand sie am Rand der Plattform, riß beide Arme hoch und ich sah in ihr schreckverzerrtes Gesicht.

Dann fiel sie.

Plötzlich wischte eine Hand durch die Luft, fand mit hundertprozentiger Präzision ihr Ziel und umklammerte Diane Keatons rechten Knöchel.

Suko hatte zugepackt und Diane Keaton wirklich im letzten Augenblick vor einem Sturz in die Tiefe bewahrt.

Er selbst lag flach auf der Plattform und schüttelte den Kopf. »So haben wir nicht gewettet, Mädchen. Hoch mit dir!«

Diane Keaton schrie und zappelte, als Sukos starke Fäuste sie hochzogen. Es nützte ihr nichts, der Chinese war stärker. Als sie endlich in Sicherheit war, hatte auch ich es geschafft. Mit einem letzten Klimmzug hob ich mich hoch. In kniender Stellung blieb ich hocken und wartete, bis sich mein Atem beruhigt hatte.

»Diese Turnübung mache ich zu selten«, sagte ich.

Suko half mir beim Aufstehen. Dann kümmerten wir uns um Diane Keaton. Mit finsterem Blick schaute uns das Mädchen an.

Es gab keinen Zweifel. Diane Keaton war besessen. Besessen vom Geist der Hexe. Dabei hatte ich einmal gehofft, in ihr das schwächste Glied in der Kette zu finden. Irren ist menschlich.

Sie winkelte die Arme an und spreizte die Hände. »Bastarde!« schrie sie uns mit dumpfer Stimme entgegen. »Dreckige Bastarde! Ihr entkommt uns nicht. Niemals. Dieser Turm ist für euch zu einer tödlichen Falle geworden.«

Ich ignorierte die Schimpfkanonade und fragte statt dessen: »Wo ist Maxine? Kannst du mit ihr in Verbindung treten?«

Sie fauchte mich an. »Willst du sie sehen, Sinclair? Kannst du es nicht mehr erwarten?«

»So ungefähr. Sie soll sich endlich stellen und mit ihren miesen

Tricks aufhören. Die ziehen bei mir nicht.«

»Aber die meisten Tricks werden dir eine Freifahrt in die Hölle besorgen«, keifte sie.

Ich lächelte. »Mal sehen.« Dann packte ich zu. Ergriff blitzschnell das Handgelenk des Mädchens, zog Diane zu mir heran und löste mit einer schnellen Bewegung die Kette von meinem Hals.

Schon hielt ich das Kreuz in der rechten Hand.

Diane Keaton schrie erstickt auf. Ihre Augen weiteten sich. Die Pupillen wurden groß. Sie rollten regelrecht in den Höhlen.

»Nimm es weg!« kreischte sie. »Nimm das verdammte Kreuz weg! Ich… ich kann es nicht sehen!«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Diane, so leicht kommst du nicht davon. Ich werde den Hexengeist vertreiben. Koste es, was es wolle.«

Sie wehrte sich. Und dann trat sie zu. Ihre Fußspitze traf mein rechtes Schienbein. Der Schmerz war beißend. Ich verzog das Gesicht, lockerte unwillkürlich den Griff. Diane nutzte die Gelegenheit und riß sich los.

Ehe Suko und ich noch reagierten, hetzte sie auf die Tür zu, zog sie auf und stürzte nach draußen.

Der Wind heulte und pfiff in den Turm. Er zerzauste sofort meine Haare, als ich Diane ins Freie folgte.

Ihr Lachen schallte mir entgegen.

Ich konnte mir keinen Grund für diese Fröhlichkeit vorstellen, sah aber, daß Diane am Geländer stand und in die Tiefe schaute.

Ich machte es ihr nach.

Dann entdeckte ich den Grund.

Wie Glühwürmchen bewegten sich unten am Strand zahlreiche rotgelbe Punkte voran. Fackeln, wie ich selbst aus dieser Höhe erkennen konnte. Es schien eine Prozession zu sein.

Und sie hatte nur ein Ziel.

Den Turm!

Diane aber lachte. »Sie kommen«, keifte sie. »Endlich. Jetzt ist es aus, John Sinclair…«

***

Die letzten kleinen Feuer verflackerten. Nur noch ein beißender Brandgeruch lag über dem Gelände des Campingplatzes.

Jane Collins wandte sich ab. Ihr Gesicht wirkte wie eine hölzerne Maske. Sie stellte sich die Frage, wer dieses schreckliche Unglück zu verantworten hatte, denn daß der Wohnwagen bewußt in die Luft gejagt worden war, konnte sie sich nicht vorstellen. Schließlich waren auch Mitglieder des Hexenclubs ums Leben gekommen.

Die nächste Ortschaft war sehr weit entfernt. Die Explosion hatte man dort sicherlich nicht gehört. Und ob die Feuersäule gesehen

worden war, war ebenfalls fraglich. Normalerweise hatte Jane Collins versucht, irgendwie die Polizei zu alarmieren, aber momentan hatten andere Aufgaben Vorrang. Helfen konnte sie auf dem Platz ohnehin nicht. Aber die Kinder brauchten dringend ihre Hilfe.

Die Zwillinge fielen ihr wieder ein. Mein Gott, ich stehe hier und vertrödle die Minuten, dachte sie. Dabei wissen die Kinder noch gar nicht…

Bei der Vorstellung, ihnen vom Tod der Eltern berichten zu müssen, wurde es Jane schwindlig. Aber es ging einfach kein Weg daran vorbei. Es würde wohl die schwerste Aufgabe sein, die Jane bisher in ihrem Leben bewältigt hatte.

Die Kuttenträger waren in den Wald geflüchtet. Jane hegte auch die Befürchtung, daß die Kinder ihnen eventuell über den Weg laufen konnten. Deshalb wollte sie sich beeilen.

Wie ein Schatten glitt sie durch den nachtdunklen Wald. Versuchte sowenig Geräusche wie möglich zu machen. Ab und zu blieb sie stehen, um zu lauschen.

Sie hörte eine laute Stimme, konnte jedoch die einzelnen Worte nicht verstehen.

Der Weg kam ihr plötzlich doppelt so lang vor. Als sie sicher war, daß keine Hexenjünger in unmittelbarer Nähe waren, rief sie die Namen der Zwillinge.

Die Detektivin bekam keine Antwort.

Sie ging weiter und versuchte es noch einmal.

Vergebens.

Jane wurde unruhig. Sie hatte schon fast die Stelle erreicht, wo die Zwillinge auf sie warten sollten, aber es war nichts zu sehen oder zu hören.

Ritchie und Ron waren verschwunden!

Jane hatte das Gefühl, im Erdboden versinken zu müssen. Fieberhaft suchte sie die nähere Umgebung ab, doch ein Erfolg war ihr nicht beschieden.

Für Jane Collins gab es nur eine Alternative. Die Hexenjünger hatten die Zwillinge gefangen und mitgeschleift.

An eine andere Möglichkeit wollte sie gar nicht denken.

Jane Collins kroch auf dem Boden herum, suchte Spuren und fand sie auch. Die Kuttenträger waren in Richtung Leuchtturm gegangen, das konnte Jane anhand der Spuren deutlich feststellen.

Sie machte sich sofort an die Verfolgung. Jane lief schnell. Sie wollte auf keinen Fall den Anschluß verlieren.

Lange blieb sie nicht im Wald. Die Spuren schwenkten ab und näherten sich dem Strand. Die Bäume lichteten sich, Jane mußte einen Gestrüppgürtel passieren und sah dann den Strand vor sich liegen.

Sie hörte das Rauschen der auslaufenden Wellen. Der Wind hatte

aufgefrischt. Er drückte die Spitzen des Strandgrases zu Boden, trieb kleine Sandfontänen in die Höhe und rauschte im Blattwerk der Bäume. Über dem Land spannte sich ein fast schwarzer Nachthimmel. Nicht der Schimmer des Mondes und auch kein einziger Stern waren zu sehen. Drohend und Wolkenverhangen präsentierte sich das Firmament. Eine ideale Nacht, um finsteren Geschäften und Beschwörungen nachzugehen.

Jane drehte den Kopf nach rechts und glaubte schemenhaft die Gruppe der Hexenjünger zu sehen. Sie schritten über den Strand, blieben dicht am Wasser und sprachen kein Wort.

Die Zwillinge konnte Jane nirgends entdecken.

Hatten die Vermummten die beiden Jungen nicht gefunden? Jane Collins wollte sich davon überzeugen.

Vorsichtig machte sie sich an die Verfolgung, holte auch Schritt für Schritt auf, und mußte dann etwas zurückbleiben, da die Gefahr einer Entdeckung zu groß wurde. Schon sah sie den Turm.

Im oberen Drittel verschwamm er mit der Schwärze der Nacht. Jane spürte, daß von diesem Turm eine Bedrohung ausging. Eine Gänsehaut rieselte über ihren Rücken. Die Hexenjünger hatten angehalten. Mehrere Zündhölzer flammten auf. Die Körper unter den Kutten gerieten in Bewegung, und wenig später brannten die ersten Fackeln.

Ihr Schein warf tanzende rote Schatten auf den Strand. Die Hexenjünger stimmten einen monotonen Gesang an und gingen weiter.

Die Zeit der Beschwörung war nah.

Noch immer suchte Jane Collins die Zwillinge. Und dann entdeckte die Detektivin die beiden Jungen.

Die letzten zwei Hexenjünger entfernten sich von der Gruppe. Sie schleiften Ritchie und Ron hinter sich her und liefen mit ihrer Beute in Richtung Strand. Da die Jungen sich nicht wehrten, nahm Jane an, daß man sie gefesselt hatte.

Zorn erfüllte die Detektivin. Zorn und Wut über diese menschlichen Bestien, denen nichts mehr heilig war, die nur an ihre schrecklichen Rituale dachten, um ihr Leben dem Satan zu widmen.

Tiere waren oft grausam, aber Menschen konnten in ihrem Wahn schlimmer sein. Sie nahmen auf nichts mehr Rücksicht.

Die Entscheidung fiel Jane Collins leicht. Es war klar, daß sie die Jungen aus den Händen der Teufelsanbeter befreien mußte. Die Beschwörung stand jetzt an zweiter Stelle.

Leider hatten die Vermummten einen zu großen Vorsprung. Zusätzlich mußte Jane achtgeben, wenn sie die freie Strandfläche überquerte. Wenn sich nur einer der anderen Hexenjünger umwandte und sie entdeckte, war es aus. Dann konnte sie für Ritchie und Ron

nichts mehr tun.
Die Männer hatten mit den beiden gefangenen Kindern bereits das Wasser erreicht. Wollten sie mit ihnen auf die See flüchten?
Jane mußte sich blitzschnell fallenlassen, da sich einer der Maskierten umwandte und in ihre Richtung schaute.
Er entdeckte die Detektivin nicht.
Aus ihrer Froschperspektive sah Jane, wie der zweite Maskierte das Ruderboot ins Wasser schob und dann selbst hineinsprang.
Der erste Kerl hatte schon die Ruder in die Hand genommen.
Für Jane Collins ging es um Sekunden. Wenn sie das Leben der beiden Jungen retten wollte, dann mußte sie alles auf eine Karte setzen.
Jane rannte los. Es war ihr plötzlich egal, ob man sie entdeckte oder nicht. Nur der Erfolg zählte.
Pfeilschnell hetzte sie über den Strand, erreichte das Wasser und tauchte ein.

***

Diana Keaton freute sich diebisch. Sie tanzte, klatschte in die Hände, doch ihr Gesicht war dabei haßverzerrt.
Suko blieb gelassen. Er stand neben mir, schaute in die Tiefe und meinte: »Bin nur gespannt, wie die Kameraden hier hochkommen wollen. Wie die Ritter früher? Dann könnten wir Pech haben und nach unten kippen.«
Ich winkte ab. »Sieh mal nach, ob die Treppe inzwischen wieder vorhanden ist.« Suko verschwand.
Unten am Strand hatten die Hexenjünger den Turm jetzt erreicht. Um sehen zu können, ob sie die Tür aufzogen, hätte ich mich zu weit nach vorn beugen müssen. Das wollte ich lieber nicht riskieren.
Dafür kam Suko zurück.
»Und?«
Er nickte. »Alles wieder vorhanden.«
Diane lachte noch immer. »Ihr werdet euch wundern!« keifte sie. »Maxine ist stärker.«
Suko schaute mich an. »Und was machen wir? Der Fluchtweg ist uns ja nun versperrt.«
»Wer spricht denn von Flucht? Wir werden hier auf sie warten.«
Suko legte sein Gedieht in zweifelnde Falten. »Da hast du dir ja viel vorgenommen, denk an die Übermacht und an unsere Freundin Maxine.«
Ich zog die magische Kreide aus der Tasche, bückte mich und zeichnete ein Pentagramm. Jeweils in den Ecken versah ich es mit Sprüchen der Weißen Magie. »Unser Rettungsanker«, erklärte ich.
»Das wird euch auch nichts nützen!« zischte Diane Keaton. »Gar

nichts, Maxine wird…«

Ihre weiteren Worte gingen in einem brausenden Sturm unter. Automatisch rissen wir unsere Köpfe in den Nacken.

Und dann sahen wir sie.

Maxine, die Hexe.

Als riesiges Ungeheuer schwebte ihr Geist hoch am Himmel. Grauweiß stach er von dem dunklen, sternenlosen Nachthimmel ab. Groß wie Wagenräder glühten die Augen in der häßlichen Fratze. Die Hände waren mörderische Pranken, die sogar ein Haus mit einem Schlag zerschmettern konnten.

Uns stockte der Atem.

Hilflos und winzig kamen wir uns gegen diesen mächtigen Geist vor. Als wären wir Zwerge auf einer Spielwiese für Riesen. Zusätzlich fühlte ich mich als Verlierer. Ich hatte die Hexe in ihre Schranken weisen können, doch ihr böser Geist war aus dem Zwischenreich aufgetaucht, um Rache zu nehmen.

Wie sie es versprochen hatte.

Sollte sich der Fluch doch noch erfüllen? Würde dieser mächtige Dämon uns zertreten wie Würmer?

»Maxine!« schrie Diane Keaton in die Nacht hinaus und der scharfe Wind riß ihr die Worte von den Lippen. »Endlich bist du gekommen. Nimm Rache. Töte diese Männer, denn sie sind deine Feinde!«

Das Mädchen konnte es kaum erwarten. Diane fiel auf die Knie und streckte ihre Arme dem Geist entgegen.

Meine rechte Hand umklammerte den Griff der Pistole. Doch ich wußte jetzt schon, daß meine Silbergeschosse nicht mehr Wirkung zeigen würden als Knallerbsen. Ein Geist war immateriell und deshalb durch eine normale Waffe nicht zu töten.

Maxine kümmerte sich nicht um das Mädchen. Sie hatte uns im Visier.

»Denkst du noch an den Fluch, John Sinclair?« donnerte ihre Stimme auf. »Was habe ich dir damals versprochen?«

Ich ersparte mir eine Antwort.

»Sieh zu, daß du in den Kreis kommst. Unsere einzige Chance«, flüsterte ich Suko ins Ohr.

»Warum sprichst du nicht mit mir?« brüllte Maxine. »Hat es dir die Sprache verschlagen?«

Hinter mir bewegte sich Suko auf den Kreis zu. Ich hoffte, daß die Formeln der Weißen Magie stark genug waren, um den höllischen Zauber zurückzuhalten. Eine Garantie hatte ich allerdings nicht…

»Wenn du nicht reden willst, dann handle ich!« brüllte die Hexe. »Sieh mich an!« Das tat ich schon die ganze Zeit. Ich sah, wie sie ihre Hand zur Faust ballte. »Damit werde ich dich packen, John Sinclair, und dich dann zwischen die Klippen schleudern!« Die letzten Worte

wurden von einem triumphierenden Gelächter begleitet.
Und noch in der gleichen Sekunde raste die Hand auf mich zu…

***

Die erste Welle umspülte Jane Collins, drückte sie unter Wasser, um sie gleich darauf wieder an den Strand zurückzuschwemmen. Mit zwei kräftigen Sehwimmstößen schaffte Jane es, der Welle ein Schnippchen zu schlagen. Dann rutschte sie mit zappelnden Bewegungen aus ihrer Jacke, die beim Schwimmen stark behinderte. Und schnell schwimmen mußte Jane.

Sie tauchte auf, sah die nächste Welle kommen, kraulte hindurch und erreichte schon offenes Wasser.

Wieder hob sie ihren Kopf aus dem Naß.

Dunkelheit. Eine schwarze, wogende Fläche, auf der hin und wieder Schaumkronen glitzerten.

Aber wo war das Boot? Jane wischte aus ihren Augen das Salzwasser, schaute nach rechts und vermeinte, den Schatten des Bootskörpers zu sehen.

Sie streckte sich und begann mit zügigen, gleichmäßigen Bewegungen auf das Boot zuzukraulen.

Daß sie eventuell zu spät kommen würde, daran wagte sie gar nicht zu denken. Auch hoffte sie darauf, daß die beiden Ruderer nicht gerade die besten Puller waren. Denn auf die Dauer gesehen hatten sie Vorteile. Eine Meile konnte Jane als gute Schwimmerin vielleicht mithalten, dann würden ihre Kräfte sicherlich nachlassen.

Das Wasser war kalt. Schon jetzt fror Jane wie ein Schneider. Hinzu kam die schwere Kleidung, deren Gewicht sich durch die Wasseraufnahme verdoppelt hatte. Aber Jane holte auf. Die Hexenjünger schienen keine großen Ruderkünstler zu sein. Trotz des Rauschens der Wellen hörte Jane, wie die Blätter ins Wasser klatschten. Die Geräusche gaben ihr Auftrieb.

Flach lag Ihr Körper im Wasser. Die Arme arbeiteten wie die Flügel einer Windmühle. Schnell und gleichmäßig.

Hier in Küstennähe mußte Jane zum Teil gegen die Strömung schwimmen. Auch klatschten ihr querlaufende Wellen ins Gesicht. Es war wirklich etwas anderes durch einen Pool zu kraulen, als sich im offenen Meer zu bewegen.

Die Detektivin schluckte Wasser, hustete, schwamm weiter und kämpfte nicht nur gegen das Wasser, sondern auch gegen die Zeit.

Jane hoffte inständig, daß die Hexenjünger sie nicht zu früh entdeckten. Dann war alles aus.

Die Detektivin holte tief Luft und schwamm unter Wasser weiter.

Als sie wieder auftauchte, befand sie sich hinter dem Boot. Vielleicht drei, vier Yards vom Heck entfernt. Jane ging sofort wieder unter

Wasser, denn einer der Kerle saß genau mit dem Gesicht zu ihr. Der andere wandte ihr den Rücken zu. Die Zwillinge hatte Jane Collins nicht entdeckt.

Und weiter schwamm sie unter Wasser, drehte aber etwas nach rechts ab und kam an der Steuerbordseile des Kahns wieder hoch.

Dicht neben ihr klatschte das Ruder ins Wasser.

Das breite Blatt hätte sie fast an der Wange verletzt. Jane konnte gerade noch den Kopf zur Seite nehmen.

Beim nächsten Schlag war sie vorsichtiger. Auch die beiden Ruderer hatten mit der See zu kämpfen. Das Boot schaukelte hin und her. Manchmal tanzte es regelrecht auf einem Wellenberg.

Lange wollte sich Jane keine Zeit mehr lassen. Wenn sie jetzt angriff, dann hatte sie die Überraschung auf ihrer Seite.

Doch es kam anders.

Sie hörte die beiden Hexenjünger miteinander reden, sie besprachen einen Mordplan.

Einen Mordplan an zwei unschuldigen Kindern!

Vor Wut und Zorn blieb Jane Collins fast das Herz stehen. Wie tief mußten diese beiden Menschen bereits gesackt sein, um einen solchen widerwärtigen Plan zu schmieden?

Waren das noch Menschen? In Janes Augen nicht mehr.

Doch so war es immer. Streckten die Mächte des Bösen einmal ihre Klauen nach den Menschen aus, darin waren diese meist rettungslos verloren. Sie verkauften ihre Seele und ihr Gewissen, die nur noch wertlose Dinge in ihren Augen waren.

Die Dämonen wollten nackte Gewalt, Chaos und Anarchie. Und sobald die Mächte der Finsternis nur einen kleinen Teilerfolg erzielten, waren sie schon überglücklich. Leider gab es zu wenig Aufgeklärte, die diese Gefahr erkannt hatten. Außer der Gruppe um John Sinclair kannte Jane Collins noch Tony Ballard, dessen Freund Mr. Silver und Professor Zamorra nebst Partnerin Nicole Duval Sie kämpften jedoch an zu vielen Fronten, um zu dem großen Schlag gegen die Mächte der Finsternis ausholen zu können. Es war wie bei einer riesigen Hydra. Schlug man einen Kopf ab, so wuchsen andere nach. Und wer konnte schon wissen, welche Gefahren noch auf der Welt lauerten? Zum Beispiel im asiatischen Raum, in dem die Geheimorganisationen und magischen Zirkel wie Pilze aus dem Boden schossen. Suko hatte, einmal in Ansätzen darüber berichtet, aber auch er kannte nur die Spitze des riesigen Eisberges.

Die Hexenjünger holten die Ruder ein. Steuerlos schaukelte das Boot auf den Wogen.

»Beeil dich«, sagte der eine. »Wir haben nicht viel Zeit.«

Die hatte auch Jane Collins nicht. Sie mußte nur noch eine günstige Gelegenheit erwischen, um an Bord zu kommen.

Einmal war die Bootswand dicht vor ihr, dann wurde sie wieder abgetrieben. Die See ließ sich kaum berechnen.

»Los, faß mit an!« Die Stimme klang hart, ohne einen Funken von Gefühl. Dann der Schrei eines Jungen. Er schnitt Jane Collins wie ein Messerstich.

»Nicht, bitte. Was wollt ihr denn? Ich… ich will zu meiner Mutter. Mummy, hilf…« Jane preßte die Zähne zusammen. Die Schauer, die über ihren Rücken liefen, wurden nicht nur durch das kalte Wasser verursacht.

»Verdammtes Miststück. Warte, ich…«

Da war die Bootswand wieder dicht vor der Detektivin. Jane schnellte aus dem Wasser. Wie ein Fisch. Sie umfaßte die Bootswand, zog sich mit einem Ruck hoch, flankte über und stand im nächsten Augenblick im Rücken der beiden Männer.

Sie hatten sich gebückt, um die Zwillinge hochzuheben.

»Hier spielt die Musik!« peitschte Janes Stimme.

Die Hexenjünger standen wie vom Donner gerührt. Dann aber kreiselten sie herum. Durch die heftigen Bewegungen geriet das Boot ins Wanken Jane hatte sich sicherheitshalber nach vorn gebeugt, sie konnte ihre Standfestigkeit bewahren. Nicht so der rechte Kuttenträger. Er fiel lang über die Sitzbank.

Sein Kumpan brüllte vor Wut auf. Dann stürzte er Jane Collins entgegen. Für die Detektivin wurde es ein Kampf auf Leben und Tod. Verlor sie, war ihr Leben und das der Jungen keinen Shilling mehr wert. Und diese Gewißheit gab ihr Bärenkräfte. Sie hämmerte die Fäuste des Kerls zur Seite und stieß den angewinkelten rechten Ellbogen nach vorn.

Der Kopf des Mannes wurde in den Nacken gerissen. Die Kapuze rutschte nach hinten. Eine Querwelle, klatschte gegen das Boot, brachte es ins Wanken, und der Typ verlor das Gleichgewicht. Mit einem Schrei kippte er über Bord.

Aber die Welle hatte auch Jane zu schaffen gemacht. Jane mußte auf Hände und Füße nieder, um sich halten zu können.

Die Zwillinge lagen am Heck des Bootes. Sie hatten die Beine angezogen, starrten Jane aus tränennassen Augen an und flüsterten Gebete.

Jane lächelte ihnen zu. »Wird alles gut, Jungs«, sagte sie. Weiter konnte sie sich nicht um die beiden kümmern, denn der zweite Teufelsjünger kam.

Er hatte eine Ruderstange gelöst, hielt sie wie einen Speer in den Händen und schlich geduckt vorwärts.

»Ersaufen sollst du!« schrie er. »Ersaufen wie eine Ratte, du mieses Weib!« Er stieß mit dem Ruder zu.

Jane zog den Kopf ein. Das scharfe Blatt wischte über ihre nassen

Haare hinweg. Dann kam der zweite Schlag. Mit der flachen Seite. Ihm konnte Jane nicht ausweichen.

Jane Collins fiel getroffen hin.

Die Zwillinge schrien vor Angst auf, doch die Detektivin war verflixt hart im Nehmen.

Ihre Beine schnellten vor.

Die Schaukelbewegung des Schiffes machte ihr einen Strich durch die Rechnung. Ihr Gegner wurde zur Seite gepreßt, und die Füße verfehlten ihn.

Jane rollte gegen die Bordwand, druckte sich sofort wieder ab, aber da war der Kerl schon da.

Am oberen Griffdrittel hielt er die Ruderstange fest. Beide Fäuste hatte er um das Holz geklammert. Sein Gesicht zeigte keinen menschlichen Ausdruck mehr. »Stirb!« brüllte er und rammte die Stange von oben nach unten.

So schnell wie nie drehte sich Jane Collins um hundertachtzig Grad. Die Stange wischte an ihrem rechten Ohr vorbei, knallte auf die Planken und zersplitterte.

Der Kuttenträger, der all seine Kraft in den Stoß gelegt hatte, konnte sich nicht mehr fangen und fiel über Jane. Hart stieß er mit dem Kopf gegen die Bordwand. Dadurch war er vorübergehend nicht mehr Herr der Lage.

Jane gelang es, den Kerl von sich zu stemmen. Doch er packte ihre Beine und brachte sie ebenfalls zu Fall.

Ein Ringkampf auf Biegen und Brechen begann.

Die Wellen schüttelten das steuerlose Boot hin und her. Der Mann besaß Bärenkräfte, denen Jane ihre Geschicklichkeit und Zähigkeit entgegensetzte. Als sich die Hände des Vermummten um ihren Hals legen wollten, stieß sie die zusammengelegten Fäuste hoch.

Der Mann flog zur Seite, da schlug die Detektivin zu.

Ihr Gegner war besiegt. Mit dem Gesicht nach unten blieb er liegen.

Aber auch Jane rührte sich nicht. Tief saugte sie die kühle Nachtluft ein. Der Fight hatte sie geschlaucht. Es war um alles oder nichts gegangen. Sie hatte zu harten Mitteln greifen müssen, um das Leben der Zwillinge zu retten.

Es war ihr gelungen.

Jetzt – nachdem die Anspannung sich löste, fror die Detektivin. Vor Kälte klapperte sie mit den Zähnen. Der zweite Vermummte fiel ihr wieder ein. Er war bei dem ersten Angriff in die See gefallen. Was weiter mit ihm geschah, hatte Jane nicht sehen können. Sie hoffte nur, daß der Mann nicht ertrunken war.

Jane hielt nach ihm Ausschau.

Sie sah keine Spur von ihm. Nur das grünschwarze, wogende Meer und vereinzelte Lichter in der Feme blinkten wie Signale aus dem

Leben zu ihr herüber. Minutenlang suchte Jane mit ihren Blicken die See ab, doch von dem Vermummten fand sie keine Spur. Er war wahrscheinlich ertrunken.

Plötzlich fühlte Jane eine Hand auf der ihren. Als sie sich umschaute, blickte sie in Ritchies Gesicht. Ron kniete neben seinem Bruder.

Nur mit Mühe hielten sie die Tränen zurück.

Jane Collins lächelte.

Dann warfen sich die Zwillinge in ihre Arme. Das Wissen, es überstanden zu haben, war für die Jungen wie eine Erlösung. So rauh sie sich oft im Spiel gaben, sie waren eben doch noch Kinder.

Während die Wellen gegen das Boot klatschten und Jane die Zwillinge umfaßt hielt, dachte sie an die Eltern der Jungen. Wie sollte sie Ritchie und Ron beibringen, daß ihre Eltern nicht mehr lebten? Jane überlegte hin und her. Sie fand nicht die richtigen Worte, um den Kindern die traurige Wahrheit mitzuteilen.

Der Vermummte, den sie niedergeschlagen hatte, war noch immer bewußtlos. Jane Collins beschloß, den Mann zu fesseln. Sie löste sich von den Zwillingen, nahm ihr seidenes Halstuch ab und umwickelte damit die Handgelenke des Mannes. Zur Fesselung der Füße diente Rons Hosengürtel.

»Fahren wir jetzt zurück?« erkundigte sich Ritchie. Dabei schaute er Jane hoffnungsvoll an.

»Ja, mein Junge.«

Ritchie deutete auf den Bewußtlosen. »Und was ist mit ihm?«

»Wir übergeben ihn der Polizei.«

»Wird er eingesperrt?«

»Sicher.«

Das zweite Ruder war nur noch die Hälfte wert. In der Mitte zeigte das Blatt einen Riß, und ein Ersatzruder lag nicht im Boot. Sie mußten es trotzdem versuchen.

»Wir helfen Ihnen«, sagte Ron.

Er und sein Bruder nahmen das zerstörte Ruder. Sie saßen an der Steuerbordseite, während Jane die Stange Backbord bewegte.

Es dauerte seine Zeit, bis sie im gleichen Rhythmus die Ruder bewegten. Aber es gelang ihnen.

Jane Collins schaute sich immer wieder zum Strand hin um. Die Lichter der Fackeln waren verschwunden. Wahrscheinlich hatten die Hexenjünger den Turm betreten. Dafür sah Jane jedoch etwas anderes.

Über dem Turm schwebte eine unheimliche Gestalt. Selbst aus der großen Entfernung konnte die Detektivin die roten Augen erkennen, die in dem Gesicht schimmerten.

Sie wußte sofort, wen sie vor sich hatte.

Den Geist der Hexe!

***

Ich sprang zurück, hechtete in das magische Pentagramm hinein, in dem sich Suko bereits aufhielt.
Die Faust wurde gestoppt!
Dicht über unseren Köpfen blieb sie buchstäblich in der Luft hängen Funken sprühten auf. Ein magisch leuchtendes Gitter legte sich wie ein Schutzschirm um das Pentagramm.
Maxine brüllte auf.
Die Hexe erstickte fast an ihrer Wut, daß wir sie geleimt hatten. Sie blähte ihren Körper auf, rollte mit den großen Augen und zog sich zurück.
»Das hätten wir«, sagte Suko.
»Abwarten.« Ich warf einen Blick auf Diane Keaton. Ungläubig schaute sie uns an, als könnte sie nicht begreifen, daß wir noch lebten.
»Komm zu uns«, sagte ich und streckte die Hand aus.
»Nein«, knurrte sie.
»Was hast du vor?« flüsterte Suko mir zu.
»Ich will sie befreien. Diane Keaton ist als Opfer ausersehen worden. Wenn der magische Bann gebrochen ist, mit dem die Hexe sie belegt hat, kommt es vielleicht gar nicht zu den Beschwörungen.«
Aber Diane machte mir einen Strich durch die Rechnung. Sie setzte sich zwar in Bewegung, schlich jedoch an uns vorbei, ging auf die Tür zu, drehte sich noch einmal um und schüttelte drohend die Faust.
Dann verschwand sie im Turm.
»Verloren!« knirschte Suko. »Wenn wir jetzt noch etwas erreichen wollen, müssen wir das Pentagramm verlassen, und dann hat Maxine leichtes Spiel.«
Ich gab meinem Partner recht. Durch die Entwicklung der Dinge waren wir in Zugzwang geraten. Bestimmt hatten die Hexenjünger den Ort der Beschwörung schon erreicht und bereiteten alles für die Widertaufe vor.
»Wie machen wir es?« fragte Suko. »Bleibt einer von uns als Rückendeckung hier?«
Der Vorschlag gefiel mir nicht. Wenn wir in den Turm eindrangen, dann, zu zweit. Als Duo waren wir schlagkräftiger.
Das sagte ich Suko auch, und der Chinese war einverstanden.
»Okay, Partner, hoffentlich schaffen wir es und schicken die Verfluchten endgültig zur Hölle.«
Vorsichtig verließen wir das magische Pentagramm. Von Maxine drohte uns momentan keine Gefahr. Sie war sicherlich zu beschäftigt und konzentrierte sich voll und ganz auf die Beschwörung. Ich nahm mein Kreuz in die rechte Hand und betrachtete es nachdenklich.
Das Metall hatte sich etwas erhitzt. Warm lag es auf meiner Handfläche. Ich sah die rätselhaften Zeichen in dem Silber. Sie mußten einer uralten Geheimsprache entstammen, die ich noch nie in

einem Buch entdeckt hatte.
Wann endlich würde ich das Rätsel um mein Kreuz lösen? Seine weißmagische Kraft war außergewöhnlich hoch. Bereits mehr als einmal hatte es mir das Leben gerettet. Und selbst Dämonen der oberen Kategorie fürchteten sich vor dem Kreuz. Manchmal hatte ich das Gefühl, daß dieses Kreuz schon zweitausend Jahre alt war, daß es aus der frühchristlichen Zeit stammte und alle Kräfte des Glaubens in sich vereinigte.
Suko legte mir die Hand auf die Schulter. »Träum nicht, John. Es wird Zeit.«
»Du hast recht.«
Wir näherten uns der Tür. Was im Innern des Turms gesprochen wurde, verstanden wir nicht. Zu laut heulte und pfiff der Wind um die Plattform.
Ich legte als erster die Hand auf die Klinke. Dann zog ich die Tür behutsam auf…

***

Ich öffnete die Tür nur einen Spalt, gerade so weit, daß ich die Plattform im Innern des Turms überblicken konnte.
Sämtliche Hexenjünger hatten sich versammelt und einen Kreis gebildet. Einige hielten brennende Fackeln in den Händen und leuchteten damit in das Innere des Kreises.
Dort war alles für die große Beschwörung vorbereitet.
Mit heller Kreide war ein stilisierter Teufelskopf auf den Boden gezeichnet worden. Inmitten des Kopfes hockte Diane Keaton. Sie saß im Schneidersitz, hatte das Gesicht gesenkt und die Arme auf ihre Oberschenkel gelegt.
Diane war fast nackt.
Sie trug nur einen Lendenschutz. Die langen Haare berührten fast die Spitzen der kleinen Brüste. Vor ihr stand ein kahlköpfiger Mann, der ihren Körper mit irgendeiner übelriechenden Paste einrieb. Der Kerl hatte kleine Hände mit fetten Wurstfingern. Er flüsterte Diane Worte zu, die sie offensichtlich nicht aufnahm, denn nichts in ihrem Gesicht oder in ihrer Haltung zeigte an, daß sie die Sätze verstand.
Die Kerzen in den Nischen brannten mit unruhigen Flammen. Ihr Licht und das der Fackeln reichte aus, um das Innere des Turms gut auszuleuchten.
Von der Hexe war nichts zu sehen. Wahrscheinlich hatte sich ihr Geist wieder in eine andere Dimension zurückgezogen.
Suko peilte über meine Schulter. »Sie warten wohl noch«, raunte er.
Ich nickte.
Bisher war nicht aufgefallen, daß wir als ungebetene Zuhörer dabei waren. Ich hatte auch noch nicht vor, jetzt schon einzugreifen. Ich

wollte sicher sein, daß ich die Hexe auch packte. So spielten wir weiterhin Zuschauer.

Der Glatzkopf in seinem dunkelgrünen Domino hatte Dianes Körper von der Stirn bis zu den Fußspitzen mit dieser scheußlich riechenden Salbe eingerieben. Aufatmend trat er zurück, während zwei Frauen den Kreis verließen, Zündhölzer anrissen und die Flammen an ein Pulver hielten, das sich in kleinen eisernen Schalen befand.

Augenblicklich wölkte grüner Qualm auf, der sich immer mehr verdichtete und sich wie ein Nebelstreifen über die anwesenden Hexenjunger legte.

Auch mir zog etwas Rauch in die Nase, er roch eigenartig. Eine Mischung aus Weihrauch und Schwefel. Seltsamerweise machte der Rauch um das Mädchen einen Bogen. Diane Keaton saß nach wie vor frei in der Mitte des Teufelkopfs.

Bis jetzt war noch nichts geschehen, das uns einen Grund zum Eingreifen gegeben hätte, doch nun näherte sich die Beschwörung langsam dem Höhepunkt.

Der Glatzkopf begann zu reden. Er sprach Diane Keaton direkt an. »Bist du bereit, für die Hexe Maxine dein Leben zu geben?«

»Ja.«

»Willst du, daß die Wiedergeburt in deinem eigenen Körper stattfindet?«

»Ja.«

»Schwörst du all dem ab, das dir bisher lieb und teuer gewesen ist?«

»Ich schwöre.«

»Dann nimm die Weihe der Schwarzen Magie in Empfang!« Der Glatzkopf winkte zwei Helfern.

Sie verließen den Kreis und blieben vor dem Glatzköpfigen stehen. Einer der Hexenjünger trug eine Schale auf seinen Händen. In dem Gefäß schwappte eine dunkelrote Flüssigkeit.

Der andere Kerl trug ein Tablett.

Und darauf lag – ein Messer!

Ich hielt den Atem an. Ich ahnte, was auf Diane Keaton zukommen würde und sollte mich nicht getäuscht haben.

Das Mädchen nahm die Schale, und ehe wir noch reagieren konnten, führte sie das Gefäß zum Mund und leerte es mit einem Zug.

Atemlose Stille herrschte auf dem Platz.

Diane Keaton wischte sich über die Lippen. Ein tiefer Atemzug drang aus ihrer Kehle.

Dann griff sie zum Messer.

Es war eine beidseitig geschliffene Waffe, höllisch spitz und gefährlich. Diane hielt den Griff mit beiden Fäusten umklammert und dabei das Messer so, daß die Spitze genau auf ihre linke Brust zeigte.

Der Glatzkopf begann wieder zu sprechen. »Du wirst eingehen in das

Reich der Finsternis, wirst Kontakt haben mit den Seelen der Verfluchten und Platz schaffen für Maxine unser aller Herrscherin. Zögere nun nicht länger und tue das, was wir dir befehlen.«

Ich spannte die Muskeln. Neben meiner Schläfe sah ich Sukos Hand, wie sie die Türkante umspannte.

Und dann ging alles blitzschnell…

***

Gemeinsam rissen Suko und ich die Tür auf, stürmten wie zwei Torpedos in das Innere des. Turms.

Ehe die Hexenjünger überhaupt wußten, wie ihnen geschah, hatten wir die Hälfte der Distanz schon überwunden.

Mit beiden Fäusten bahnte ich mir den Weg durch den Kreis der Hexenjünger. Sie flogen zur Seite wie Strohpuppen. Ein gewaltiger Sprung katapultierte mich in das Innere des stilisierten Teufelsschädels.

Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich das schreckensstarre Gesicht des Glatzkopfs vor mir. Mein Tritt schleuderte im letzten Augenblick das Messer aus Dianes Fäusten.

Es landete irgendwo außerhalb des Kreises. Wo genau konnte ich nicht sehen, denn schon eine Sekunde später hing mir der Glatzkopf im Nacken.

»Du Hund!« röchelte er und griff mich an.

Seine Hände rutschten ab. Ich wirbelte herum und sah den Glatzkopf gekrümmt dastehen.

Aus der Hüfte zog ich die Faust hoch. Sie mußte dem Glatzkopf wie ein Strafgericht vorkommen. Im nächsten Moment sah er nur noch Sterne, und dann war für ihn die Sache erledigt.

Bewußtlos blieb er liegen.

Aber dieser Typ bedeutete nur eine kleine Hürde auf unserer verdammt langen Hindernisbahn. Noch standen zirka dreißig Gegner gegen uns. Und sie waren aufgeputscht bis zum letzten Blutstropfen.

Ich sah Suko unter einem wilden Knäuel von Menschenleibern zusammenbrechen. Im nächsten Augenblick jedoch schoß der bärenstarke Chinese hoch. Wie Puppen flogen die Angreifer zur Seite. Zwei von ihnen rollten die Treppe hinab.

Doch ich wollte mich nicht auf eine Massenprügelei einlassen, bei der wir letzten Endes den kürzeren gezogen hätten.

Ich griff zu einer anderen Waffe.

Dem Kreuz!

Hoch hielt ich es in der Hand und fühlte, wie eine unsichtbare Strömung von diesem Kreuz aus in meinen Körper rieselte.

Das waren die Kräfte des Lichts!

»Seht her!« brüllte ich mit Stentorstimme. »Seht dieses Kreuz an, das

die Macht des Bösen vertreiben wird!«
Es war ein Schock für sie.
Entsprechend lauteten auch ihre Kommentare.
»Weg damit. Nimm es weg! Erspare uns den Anblick!«
Manche hoben auch nur ihre Arme vor die Augen, um nicht hinsehen zu müssen.
Ich aber blieb standhaft. Laut rief ich: »Durch dieses Kreuz werde ich euch beweisen, wie schwach der Geist der Hexe in Wirklichkeit ist. Sie kommt mit ihren Kräften dagegen nicht an.«
Drohende Fäuste erhoben sich.
Ich lachte nur. »Gebt alle acht«, erwiderte ich. »Denn durch die Macht des Kreuzes werdet ihr sehen, wie ich den Geist der Hexe aus diesem unschuldigen Mädchen vertreibe.«
»Achtung!« Ein Warnschrei gellte auf. Suko hatte ihn ausgestoßen.
Ich zuckte herum.
Diane Keaton erhob sich. Aber war es noch die alte Diane? Nein, nicht mehr. Vor mir stand nicht mehr Diane Keaton, sondern Maxine, die Hexe, so wie ich ihr in ihrem Club gegenübergestanden hatte.
Etwas Fremdes, ungeheuer Böses schob sich über Diane Keatons Gesicht. Ein faltiges häßliches Antlitz entwürdigte die feinen, gleichmäßigen Züge des jungen Mädchens und nahm von ihm Besitz. Maxines Geist – in Umrissen sichtbar – trat ein in den Körper des Mädchens. Und Diane konnte sich nicht dagegen wehren. Sie nahm Gestalt und Aussehen der Hexe an.
Nur einen Schritt waren wir voneinander getrennt. Zwei Todfeinde standen sich hier gegenüber.
Wir starrten uns an, bohrten die Blicke ineinander. Vergaßen die Umgebung.
Still war es in dem Turm geworden. Wie in einer menschenleeren Kirche. Kaum jemand wagte zu atmen.
Diesmal allerdings waren die Karten besser verteilt. Maxine konnte sich durch einen Selbstmord mir nicht mehr entziehen. Sie war bereits ein Geistwesen, das einen Wirtskörper gesucht und auch gefunden hatte. Doch noch war sie schwach, hatte sie ihre Kräfte nicht voll entfalten können. Es fehlte einfach die magische Beschwörung.
Sie übernahm das Wort. »Denkst du noch an den Fluch, John Sinclair?« höhnte sie.
»Ja.«
»Er wird sich hier erfüllen!« zischte mir die Hexe ins Gesicht.
»Das glaube ich kaum, denn die Kraft besitzt du noch nicht. Was dem Schwarzen Tod oder dem Spuk noch nicht gelungen ist, wirst auch du nicht schaffen. Darauf wette ich.«
Sie lachte mich aus. »Wetten!« rief sie. »Was willst du jämmerlicher Wicht denn einsetzen?« Sie spreizte die Finger und machte Krallen aus

ihren Händen. »Dein Leben etwa?«
»Nein.«
»Sondern?«
Ich ließ mir etwas Zeit mit der Antwort. Dann aber legte ich los. »Das hier!« schrie ich.
Ich sprang vor, packte Maxine mit der freien linken Hand und stieß ihr mit der rechten das silberne Kreuz mitten ins Gesicht.
Ein schauriger Heulton jagte durch den Turm. Gleichzeitig schien das Kreuz in einer Lichtaura zu explodieren. Stromstoßartig schüttelten die Kräfte der Weißen Magie die Hexe durch. Das faltige häßliche Gesicht zerfiel, die Haut wurde zu Asche, die zwischen meinen Fingern am Handrücken herunterrieselte.
Der Teufelskopf um mich herum verblaßte. Er verging ebenso wie Maxine, die Hexe.
Plötzlich hielt ich eine andere im Arm.
Diane Keaton!
Langsam ließ ich sie zu Boden gleiten. Das Kreuz berührte noch immer ihr Gesicht. Ich nahm die Hand weg.
Ein Schauer rann über meinen Körper. Als blutrotes Mal war der Abdruck des Kreuzes auf Diane Keatons Gesicht abgebildet. Als ich dann nach ihrem Puls fühlte, vernahm ich keinen Schlag mehr.
Diane Keaton war tot!
Sie hatte den Kampf zwischen den beiden gegensätzlichen Mächten nicht überstanden.
Ich richtete mich auf, suchte Suko, winkte ihm zu und sagte nur ein Wort. »Komm!« Dann gingen wir.

***

Auf dem Weg nach unten griffen uns keine Fledermäuse mehr an. Unbehelligt erreichten wir den Ausgang.
Und dort stand Jane Collins. Sie hielt zwei Kinder an ihren Händen, sah uns und lächelte erleichtert.
Doch rasch wurde ihr Gesicht wieder ernst. Ich erfuhr den Grund, als sie mich zur Seite zog und berichtete, was inzwischen auf dem Campingplatz geschehen war. »Mein Gott«, flüsterte ich nur und hatte Mühe, den dicken Kloß hinunterzuschlucken.
»Ich werde es ihnen sagen müssen«, flüsterte Jane. »Sie fragen immer nach ihren Eltern.«
»Soll ich dabei sein?«
»Nein, das mache ich selbst.« Sie ging mit den Jungen zum Strand, dort, wo die Wellen ausliefen. Sie sprach lange mit ihnen, während ich wie ein Denkmal dastand und sie beobachtete.
Ich sah, wie Jane die Kinder fest an sich drückte und ballte in ohnmächtiger Wut die Hände. Wieder einmal hatten die Mächte der

Finsternis Opfer gefordert. Und daß zwei Kinder mit in diesen Teufelskreis hineingezogen worden waren, verschlimmerte die Sache noch. Aber wir würden den oder die Schuldigen finden, das schwor ich mir. Ungeschoren sollten die Hexenjünger nicht davonkommen.

Solange es noch Menschen gab, die mit den Mächten des Bösen paktierten, würde ich meinen Kampf nie aufgeben.

Niemals…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 14 »Der schwarze Henker«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 26 »Maringo, der Höllenreiter«